



# Konvivenz schaffen

Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie  
in Europa



Zwischenbericht der europäischen  
Solidaritätsgruppe (Tallinn Report)

LUTHERISCHER  
WELTBUND

Eine  
Kirchengemeinschaft

# Inhalt

**VORWORT** ..... 1

**ANMERKUNG ZUR DEUTSCHEN ÜBERSETZUNG** ..... 2

**EINFÜHRUNG: DER PROZESS** ..... 4

## TEIL I:

**REFLEXION DES PROZESSES** ..... 7

1. Der Weg zur Konvivalität

Persönliche Gedanken aus dem europäischen

Diakonieverfahren ..... 7

2. Teilnehmende bewerten den Prozess ..... 14

## TEIL II:

**HINTERGRUNDDOKUMENTE (1-4) ZUM WORKSHOP DER**

**SOLIDARITÄTSGRUPPE IN TALLINN/ESTLAND** ..... 19

1. Konvivenz: Ein Grundwert der Diakonie ..... 19

2. Theologie der Konvivenz

Reflexionen zur erzwungenen Migration ..... 24

3. Erste theologische Überlegungen zum Thema

Konvivenz

Ein Diskussionspapier ..... 32

4. Der gemeine Kasten - eine Inspiration für das 21.

Jahrhundert? ..... 39

## ANHANG 1

Teilnehmende am Workshop „Theologie der Konvivenz“

und Mitglieder der Solidaritätsgruppe ..... 45

## ANHANG 2:

Bibliografie und Quellen ..... 46

Redaktion: Tony Addy, interdiac, im Auftrag  
des Lutherischen Weltbundes

Übersetzung: Angelika Joachim

Fachsprachliche  
Überarbeitung: Fritz Blanz und Peter Szyuka

Korrektur: Monika Rawcliffe

Verantwortlich für  
die deutsche Fassung: Ireneusz Lukas

Umschlagfoto: Solidaritätsgruppe

Layout: Robert Bylicki/airostudio.pl

Druck: Ośrodek Wydawniczy Augustana  
pl. ks. M. Lutra 3  
PL-43-300 Bielsko-Biała  
www.augustana.com.pl

Herausgeber: Lutherischer Weltbund – eine  
Kirchengemeinschaft  
Route de Ferney 150  
Postfach 2100  
CH-1211 Genf 2

© Lutherischer Weltbund

ISBN 978-2-940642-15-1

[info@lutheranworld.org](mailto:info@lutheranworld.org)



# Vorwort

Die drei Regionen des Lutherischen Weltbundes (LWB) in Europa – Mittel- und Osteuropa, Mittel- und Westeuropa sowie die Nordischen Länder – haben im Rahmen ihres Beitrags zum Reformationsjubiläum einen Prozess initiiert, der der Frage nachging, wie sich Gemeinwesendiakonie zukünftig gestalten kann. Auf den ersten Blick fallen große Unterschiede zwischen den drei Regionen ins Auge. Im Verlauf des Prozesses unter dem Titel „Konvivenz schaffen - Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa“ erkannten die in der europäischen Solidaritätsgruppe mitwirkenden Diakoniefachleute jedoch, dass sie hinsichtlich der Anforderungen einer Neukonzeption der diakonischen Praxis in der Gemeinde und durch diakonische Träger vor Ort vor vergleichbaren Aufgaben stehen. Zunehmende Ungleichheit sowie sich verschlechternde Arbeitsbedingungen und Arbeitslosigkeit insbesondere bei jungen Menschen zeigten sich als die zentralen zu bearbeitenden Fragen. Neben dem Ringen um Gerechtigkeit und der Notwendigkeit, die wachsende Umweltkrise in den Blick zu nehmen, waren die Akteurinnen und Akteure aus der Diakonie auf der Suche nach einem neuen Gesamtkonzept und einer erneuerten, an den jeweiligen Kontext angepassten Praxis.

Ab 2011 entwickelte der LWB in Partnerschaft mit interdiac (Internationale Akademie für Diakonie und soziales Handeln), einen Prozess unter Einbeziehung von Diakoniefachleuten aus seinen drei europäischen Regionen. In mehreren Workshops hatten sie Gelegenheit zum Austausch über Erfahrungen, Analysen und Ergebnisse theologischer Reflexion der Praxis. Im Zuge dessen sprachen sie sich für die Konzeptionierung ganzheitlicher Maßnahmen der LWB-Mitgliedskirchen im Hinblick auf die wachsenden Herausforderungen, mit denen sie in allen drei Regionen konfrontiert sind, aus.

Im Jahr 2014 skizzierte ein Bericht der mittlerweile als „Konvivialitätsprozess“ bezeichneten Initiative neue Ansätze zur Gestaltung der Diakonie in Europa und anderen Regionen der Kirchengemeinschaft. Der Bericht regte an,

das Kernkonzept „Konvivialität“ – nach seiner Definition die „Kunst und Praxis des Zusammenlebens“, das sich auf das Fundament von Berufung, Gerechtigkeit und Menschenwürde stützt, als Leitbild für die Diakonie vor Ort in den Vordergrund zu stellen. Die Solidaritätsgruppe beleuchtete zunächst die Praxis und wählte auf dieser Grundlage Arbeitswelt, Sozialwesen und Wirtschaftssystem als zentrale Bereiche aus, die in den folgenden drei Jahren behandelt werden sollten. Sie entwickelte das Konzept der „Gemeinwesenökonomie“, skizzierte die Charakteristika eines solchen Wirtschaftssystems und formulierte Strategien für die Weiterarbeit vor Ort. Die europäische Diakonie-Solidaritätsgruppe koordinierte ein Programm, das die Auseinandersetzung mit den Aspekten Gemeinwesenökonomie und Theologie der Konvivenz vertiefte. Im Jahr 2017 erschien ein weiterer Bericht, in dem diese Arbeit vorgestellt wurde (Addy, T., 2017).

Die vorliegende jüngste Veröffentlichung legt nun eine Auswertung und Reflexion des Prozesses vor und macht praktische Vorschläge für die Zusammenarbeit. Weiterhin wurde eine Zusammenstellung von Bibelarbeiten zu den Themen Berufung, Menschenwürde und Gerechtigkeit publiziert, die der gesamten Kirchengemeinschaft zur Verwendung empfohlen werden. In einem Flyer wurden außerdem für Interessierte und die Kirchen die zentralen Informationen zu Konzept und Prozess zusammengefasst. Die dringliche Problematik der zunehmenden Migrations- und Fluchtbewegungen hat die Solidaritätsgruppe seit 2016 ebenfalls beschäftigt. Parallel befasste sich die Gruppe auch mit der theologischen Reflexion zum Thema. Jüngst haben schließlich lutherische Kirchen der Region Lateinamerika und die Karibik ihr Interesse bekundet, mehr über den europäischen Prozess zu erfahren. Die Veröffentlichungen der Gruppe sind mittlerweile in verschiedene Sprachen übersetzt worden und es gibt Überlegungen, die Dokumente auch auf Spanisch und Portugiesisch bereitzustellen.

Ich ermutige alle Mitgliedskirchen des LWB, sich mit uns auf den Weg in Richtung Konvivial-



Foto: Peter Szynka

tät zu machen und sich an dem wechselseitigen Lernprozess über Diakonie in Gemeinde und Gemeinwesen in von raschem Wandel geprägten Zeiten zu beteiligen.

Weiterhin ist der vorliegende Bericht ein wertvoller Beitrag der europäischen lutherischen Kirchen zur weltweiten Reflexion anlässlich des 500. Reformationsjubiläums bezüglich dessen, was es bedeutet und welche Konsequenzen es hat, durch Gottes Gnade befreit zu sein. Möge er die lutherische Kirchengemeinschaft inspirieren und zukünftig unsere Präsenz im öffentlichen Raum stärken.

Dr. Martin Junge, Pfarrer  
LWB-Generalsekretär

---

# Anmerkung zur deutschen Übersetzung

Übersetzungen sind immer schwierig. Es ist nahezu unmöglich alle Feinheiten einer Diskussion zu erfassen und adäquat zu übertragen. Dies trifft besonders für Dokumente aus einem internationalen, wenn auch gemeinsamen europäischen Kontext zu. So wurden beispielsweise Aussagen aus der skandinavischen, deutschen oder slawischen Sprache zunächst in einem nichtmuttersprachlichen Englisch formuliert. Anschließend wurden sie von einem englischen Muttersprachler protokolliert und dann von am Prozess Unbeteiligten ins Deutsche übersetzt. Das erforderte eine sorgfältige Redaktion, bei der vertiefte Kenntnisse der deutschen und englischen (Fach-) Sprache und die persönliche Beteiligung an den ursprünglichen Diskussionen hilfreich waren. Die vorliegende Übersetzung basiert also auf einer Rohübersetzung. Wir haben diese als Beteiligte am Prozess und in Anwendung des Vieraugenprinzips überprüft, diskutiert und schließlich aus dem Alltagssprachlichen in ein fachlich korrektes Deutsch übersetzt, welches auch noch leicht lesbar sein sollte.

Bei dem hier beschriebenen konvivialen Prozess, der in einer europäischen „Solidaritätsgruppe“ unter Leitung des Lutherischen Weltbundes und der Internationalen Akademie interdiac gestaltet wurde, handelt es sich um einen Diskurs in einem kirchlichen Netzwerk. Interdiac unterscheidet im Hinblick auf Mittel- und Osteuropa ausdrücklich zwischen „Diakonie“ und „Christlich Sozialer Praxis“. Dies hat Gründe in der Geschichte der ehemals sozialistischen Länder, aber auch in der gesellschaftlichen Situation von Minderheitskirchen, die aus der Reformation hervorgegangen sind. Es waren also Menschen mit ganz unterschiedlichen theologischen, sozialarbeiterischen und alltagspraktischen Wissensbeständen

beteiligt. Es galt, die unterschiedlichen Erfahrungen großer Wohlfahrtsorganisationen wie in Deutschland oder den skandinavischen Ländern mit ehrenamtlichen Gemeinde- und Basisbewegungen wie der christlich-sozialen Praxis in Mittel- und Osteuropa begrifflich unter ein gemeinsames sprachliches Dach zu bringen.

Bei der Übertragung ins Deutsche kommen vor allem zwei Fachsprachen zum Tragen: die der Theologie und die der Sozialarbeitswissenschaft. Beide Fachsprachen haben sich bisher nur bedingt durchdrungen. Als Grundregel für die Vermittlung gilt derzeit folgendes: Was dem Theologen der Latinismus, ist für den Sozialarbeiter der Anglizismus. Eine erfolgreiche Rezeption der Prozessberichte in Deutschland hängt aber von einer angemessenen Berücksichtigung der Sprache der Sozialarbeitswissenschaft ab. Diakonie und Caritas als Wesensmerkmal der Kirchen in Deutschland haben zusammen mit anderen Wohlfahrtsverbänden einen beträchtlichen Einfluss auf die Ausgestaltung des Sozialen. Die vorherrschende Sprache ist dort die der Sozialwissenschaften. Der Begriff „Konvivialität“ ist hier geeigneter, um mit dem Anglizismus „conviviality“ in Verbindung gebracht zu werden.

In unserem Netzwerk war oft die Sprache der Theologie übergreifend. Ein Beispiel: „Conviviality“ als die Kunst und Praxis des friedlichen Zusammenlebens wird in der Theologie schon seit geraumer Zeit unter dem Stichwort „Konvivenz“ diskutiert. Konvivenz als theologischer Begriff weist auf das meist friedliche und produktive Zusammenleben von Juden, Christen und Muslimen zur Zeit der „convivencia“ hin, also auf das südspanische Andalusien im 13. Jahrhundert. Theo Sundermeier führte den Begriff unter den drei Aspekten „einander helfen, voneinander lernen und

miteinander feiern“ ein. Er sieht darin eine Wesensäußerung der Kirche. Im Prinzip des interkulturellen und interreligiösen Lernens sollen die kulturellen Verschiedenheiten zwischen den Kulturen und Religionen anerkannt und respektiert werden. Konvivenz zielt also nicht auf Assimilation und damit auf die Aufgabe einer eigenen Identität, sondern bietet die Möglichkeit der Identitätsfindung in der Bezogenheit auf bzw. der Abgrenzung vom Anderen bzw. Fremden.

Identität ist ein wichtiger Begriff bei dem britischen Kulturosoziologen Paul Gilroy, der in Deutschland noch viel zu wenig bekannt ist. Er geht davon aus, dass Konvivialität ein gewisses Maß an Distanz „gegenüber dem zentralen Begriff der Identität“ einführt, der sich als eine so zweideutige Ressource in der Analyse von Rasse, Ethnizität und Politik erwiesen hat. Die radikale Offenheit, die Konvivialität so lebendig macht, entlarvt den Unsinn fester, geschlossener und vergegenständlichter Identitäten und lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die immer neuen unvorhersehbaren Mechanismen der Identifizierung.“ (Gilroy 2004, XIff, Übers. PS). Im Hintergrund steht ein relationales Konzept von Identität, die nicht aus einer einzigen Wurzel hervorgehe, sondern aus einem Geflecht vieler Wurzeln.

Im Hinblick auf die Übersetzung des Begriffs „conviviality“ ins Deutsche ist auch auf das „Konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens“ hinzuweisen. Die an diesem Manifest beteiligten Wissenschaftler versuchen seit 2014 die Ideen des französischen Soziologen, Ethnologen und Religionswissenschaftlers Marcel Mauss (1872-1950) für die globalen Herausforderungen der Gegenwart fruchtbar zu machen. Dessen „Essay sur le don“, (zu deutsch: „Die Gabe“) behandelt die Gabe

oder gegenseitiges Beschenken als verbindendes soziales Grundphänomen (nicht nur) archaischer Gesellschaften. Daraus entwickelt er dann ein Menschenbild, das weit über den rational handelnden „homo oeconomicus“ hinausgeht, und eine Vision, die in Bezug auf Menschenwürde, Gerechtigkeit, und Umweltschutz fruchtbar zu machen wäre. Hier findet sich eine wichtige, bisher unbemerkte Schnittfläche zu den Grundaussagen des 500-jährigen Reformationsjubiläums, nach denen Menschen, die Schöpfung und die Gnade Gottes Geschenke sind, die weder gekauft,

verkauft oder sonst wie zur Ware gemacht werden dürfen.

Wir übersetzten „conviviality“ deshalb mit einem der beiden Wörter, je nachdem, ob der Sprecher eher aus dem theologischen Kontext argumentierte („Konvivenz“) oder aus den Sozialwissenschaften („Konvivialität“). Wir verwenden den Begriff Konvivenz im Zusammenhang mit theologischen Fragestellungen und in Fragen des Gemeindeaufbaus und den Begriff Konvivialität in eher gesellschaftswissenschaftlichen Bezügen.

Wir hoffen, mit der hier vorgelegten Übersetzung die Ergebnisse und Dialoge aus unserem internationalen Projekt in Deutschland, dem Land von dem die Reformation ausgegangen ist, bekanntzumachen, weiterzuführen und fruchtbar zu machen. Im Sinne eines konvivialen Lernens erhoffen wir Fortschritte in der Kunst und Praxis des friedlichen Zusammenlebens.

Fritz Blanz, Peter Szyka  
Nürnberg und Hannover,  
Dezember 2020

---

# Einführung: Der Prozess

Dr. Eva-Sibylle Vogel-Mfato, Pfarrerin

Tony Addy, Pfarrer

## Der europäische Diakonieverfahren

Der Start des europäischen LWB-Diakonieverfahrens 2011 stand unter den Vorzeichen der weltweiten Finanzkrise und ihrer Folgen für die soziale Lage der Menschen in ganz Europa sowie der zunehmenden Zahl von Asylsuchenden aus von Kriegen und Binnenkonflikten heimgesuchten Ländern. Im Verlauf des Verfahrens konkretisierten sich diese Entwicklungen. Als Reaktion auf die Finanzkrise wurden staatliche Mittel zur Rettung von Finanzinstituten eingesetzt und Sparprogramme durchgeführt. Insgesamt brachten diese Maßnahmen Einzelne und Gemeinwesen, in manchen Fällen auch ganze Gesellschaften, ja sogar Staaten, an den Rand des Bankrotts. Die Fluchtbewegungen nahmen weiter zu, mit der Folge einer massiven politischen Krise auf Ebene der Nationalstaaten wie auch der Europäischen Union. Unser europäischer Prozess kam folglich nicht umhin, sich die Frage zu stellen, wie sich diese dramatische Situation auf das Kirchesein auswirkt. Dies galt insbesondere in Zusammenhang mit dem Rezeptions- und Reflexionsprozess zum Diakonieverfahren des LWB, „Diakonie im Kontext“, in den europäischen Kirchen. Der vorgefundene europäische Kontext stellte die an dem Diakonieverfahren Beteiligten vor die Herausforderung, in einer Zeit, in der populistische Bewegungen auf dem Vormarsch sind, die für sich den Anspruch erheben, das „christliche Europa“ [sic] zu verteidigen, ein Selbstverständnis von Kirche zu entwickeln, das sie als Kirche *mit* den Schwachen und Gefährdeten und *für* sie definiert.

## Die Arbeitsweise

Die europäischen Mitgliedskirchen des LWB entwickelten als Teil der Vorbereitungen

auf das Reformationsjubiläum ein Programm zur Förderung der Gemeinwesendiakonieverfahren. Hierbei sollte der LWB mit interdiac zusammenarbeiten. Die Akademie arbeitet auf der Grundlage eines partizipativen Ansatzes; bereits seit ihrer Gründung 2008 gehört das Thema Gemeinwesendiakonieverfahren zu ihren Schwerpunkten. Es wurde vorgeschlagen, in der Diakonieverfahren vor Ort Tätige in den Prozess einzubinden. So wurde eine Arbeitsgruppe mit über 25 Diakonieverfahrenfachleuten eingerichtet, die mehrheitlich vor Ort direkt mit den Menschen arbeiten. Hinzu kamen außerdem konzeptionell Verantwortliche sowie Bildungsfachleute aus Mitgliedskirchen in allen drei europäischen LWB-Regionen. Im Zuge ihrer ersten Arbeitsschritte gaben sie sich den Namen Solidaritätsgruppe für Gemeinwesendiakonieverfahren. Aus ihr entwickelte sich in der Folge ein starkes Netzwerk.

In fünf Workshops beschäftigte sich die Gruppe zwischen 2011 und 2016 mit der Notwendigkeit einer Neugestaltung der Gemeinwesendiakonieverfahren in Europa und deren Ausrichtung.

Am Beginn des Verfahrens fand eine Auseinandersetzung mit der jeweiligen Biografie der Gruppenmitglieder statt. Diese hatte zum Ziel, die eigene Motivation für die Mitarbeit zu formulieren. Es folgte der Austausch über und die Klärung der aus der eigenen Arbeit erwachsenden Erwartungen. Dieser induktive, partizipative Ansatz prägte auch den weiteren Prozess. Parallel setzte sich interdiac als Partnerin des Projekts auch in ihren Ausbildungs- und Entwicklungsaktivitäten mit dem Thema Gemeinwesendiakonieverfahren auseinander. Die Akademie entwickelte innerhalb des Definitionsrahmens der Konvivialität ein Konzept für die Gemeinwesendiakonieverfahren. Der Begriff Konvivialität ist eine Ableitung des spanischen Worts *convivencia* und beschreibt die „Kunst und Praxis des Zusammenlebens“ angesichts von (religiöser, kultureller und/oder sozialer) Vielfalt. Ihren Ursprung hat die Idee der Konvivialität im

jüngeren lateinamerikanischen Kontext (Freire P., 1996). Später wurde sie von Ivan Illich im angelsächsischen weiterentwickelt. Heutzutage wird sie zudem in der Praxis im zunehmend vielfältigeren europäischen Kontext angewandt. Der Ansatz wurde der Gruppe als heuristisches Modell angeboten und es zeigte sich, dass ein erweitertes konviviales Konzept sich eignen würde für die Arbeit an ökonomischen Fragen, der Problematik der wachsenden Vielfalt in Europa sowie der zunehmenden Politik der Ausgrenzung auf der Grundlage eines populistischen Nationalismus.

Die weitere Konzeption fand im Rahmen von zwei Workshops statt:

- 2011 Erste Schritte im Prozess (Järvenpää, Finnland)
- 2012 Konvivenz entwickeln (Odessa, Ukraine)

Die Ergebnisse dieses Verfahrens sind zusammengefasst in der Publikation „Konvivenz schaffen. Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonieverfahren in Europa“, deren ursprüngliche englische Fassung Anfang 2014 publiziert wurde. Es folgten Übersetzungen ins Russische, Deutsche, Estnische und Norwegische; weitere Übersetzungen, etwa ins Tschechische, sind in Arbeit.

Auf der Grundlage dieses Dokuments erstellten die Mitglieder der Solidaritätsgruppe ihre je eigenen Aktionspläne für die Verbreitung des konvivialen Konzepts und die Vermittlung seiner Inhalte in ihrem jeweiligen kirchlichen und diakonischen Kontext vor Ort und auf nationaler Ebene. Mit der Zielsetzung eines veränderten Verständnisses vom Kirchesein einschließlich einer stärker diakonisch geprägten kirchlichen Identität im öffentlichen Raum rückten das Eintreten für soziale und ökonomische Gerechtigkeit sowie Konvivialität in Kirche und Gesellschaft als Prioritäten in den Vordergrund. Der Zwischenbericht über

die Arbeit der Gruppe wurde der Europäischen Kirchenleitungskonferenz, die 2012 in Ostrava (Tschechische Republik) stattfand, vorgestellt und von ihr diskutiert. Die Rückmeldungen waren positiv und der Bericht wurde von zahlreichen Akteurinnen und Akteuren in Kirche und Diakonie gut aufgenommen.

Der Erfolg des Prozesses, einschließlich der unter den Mitgliedern der Solidaritätsgruppe hergestellten Konvivenz und ihres Engagements, gab den Anstoß für eine zweite Prozessphase von 2014 bis 2017. Neben der weiteren Verbreitung des Konvivenz-Papiers gab es ein internationales Programm auf europäischer Ebene. Hierfür wurden drei Kernbereiche definiert, anhand derer die Arbeit am konvivialen Konzept als übergreifendem Thema vertieft wurde. Der erstellte Zeitplan von 2014 bis 2017 sah konkrete Schritte zur praxisorientierten Arbeit an den drei Schwerpunkten vor:

- 2014 Konvivialität in der Praxis (Rumelsberg, Deutschland)
- 2015 Ökonomie der Konvivialität (Manchester, Großbritannien)
- 2016 Theologie der Konvivenz (Tallinn, Estland)

Bei dem Workshop 2014 wurden als Schlüsselthemen Arbeitswelt, Sozialwesen und Wirtschaftssystem herausgearbeitet. Entsprechend teilte sich die Solidaritätsgruppe in fünf Regionalgruppen auf und entwickelte den Rahmen für den Workshop in Manchester. Zu diesem Workshop ist der Bericht „Wege zu einer Gemeinwesenökonomie“ vorgelegt worden. Bei dem letzten Workshop dieser Prozessphase stand schließlich die Reflexion der Lernerfahrungen und Entwicklungen in der Solidaritätsgruppe sowie die Evaluierung des Gesamtprozesses im Mittelpunkt.

In einem weiteren Schritt innerhalb des Prozesses wurden Bibelarbeiten zum Thema Konvivenz zusammengestellt. Mitglieder der Solidaritätsgruppe steuerten das in ihrem jeweiligen Kontext erprobte Material bei.

Die Veröffentlichung „Convivial Life Together“ kann von der LWB-Website heruntergeladen werden<sup>1</sup>. Die enthaltenen Bibelarbeiten, die fünf Mitglieder der Solidaritätsgruppe aus

<sup>1</sup> Siehe <https://www.lutheranworld.org/content/resource-convivial-life-together>



*Das Schaubild zeigt im Kern die Vision als Art und Weise des Zusammenlebens (Konvivenz) und die drei Grundvoraussetzungen Berufung, Menschenwürde und Gerechtigkeit als christliche Motive im Prozess.*

verschiedenen Teilen Europas verfasst haben, nehmen die zentralen Aspekte Berufung, Menschenwürde und Gerechtigkeit in den Blick.

Im Verlauf des Prozesses arbeiteten die Mitglieder der Gruppe auch in ihrem jeweiligen Heimatland auf lokaler und nationaler Ebene an der Verbreitung der erzielten Ergebnisse. So organisierten sie z. B. die Übersetzung der Texte, ihre Verteilung oder auch Workshops und Strategieseminare. Die tschechischen Teilnehmenden etwa legten den ersten Bericht dem tschechischen Nationalkomitee des LWB vor. Hieraus entstand ein Konzept für die Verbreitung der Ergebnisse. Zunächst wurde die Übersetzung des Berichts ins Tschechische initiiert. In Lettland und Estland wiederum organisierten die Mitglieder der Solidaritätsgruppe auf Landesebene Seminare zum Thema.

Der Bericht wurde dem Kirchenamt der Schwedischen Kirche vorgelegt und die Norwegische Kirche hat eine übersetzte Fassung an das gesamte diakonische Personal (Diakoninnen und Diakone) verteilt und es den Studierenden an der Diakonie-Hochschule (Diakonhjemmet/VID) empfohlen, wo ebenfalls

ein Forschungsprogramm zur Gemeinwesendiakonie entwickelt wird. In der Stadtmission der Norwegischen Kirche (Kirkens Bymisjon) laufen aktuell vielfältige neue Projekte an, die an der Konvivialität mit ihren Hauptthemen Menschenwürde, Gerechtigkeit, Berufung, Arbeitswelt und konviviale Ökonomie orientiert sind. Zu nennen sind hier insbesondere sämtliche Projekte für die Zielgruppe der Zugewanderten. In mehreren weiteren Ländern erschienen in verschiedenen Sprachen Berichte in regionalen und nationalen Zeitungen und Fachzeitschriften, die auch auf der Facebook-Seite der Solidaritätsgruppe veröffentlicht wurden. Auch die Bibelarbeiten kamen an unterschiedlichen Orten zum Einsatz mit dem Ziel, das Gespräch über den Themenbereich zu eröffnen.

In Bayern thematisierte die Jahrestagung der Mitarbeitenden der Kirchlichen Allgemeinen Sozialarbeit (KASA) die Ergebnisse des konvivialen Prozesses. Knapp 70 diakonisch Tätige diskutierten das Thema „Autonomie“ anhand von Fragen wie: „Autonomie – was ist das? Kann ich in einer in hohem Maße fremdbestimmten Gesellschaft überhaupt noch autonom



arbeiten und leben? Wie steht es mit unseren Klient\*innen und deren Abhängigkeit uns gegenüber? Ist der Autonomie-Diskurs eher etwas für die Meta-Ebene, für eine philosophische Debatte jenseits der Realitäten? Oder gibt es gesellschaftliche Gegenmodelle, die Freiräume für autonome Lebenskonzepte schaffen?“ Den Teilnehmenden wurde bewusst, dass Gesetz und Ordnung, ökonomische Grenzziehungen oder gesellschaftliche Vorurteile zunehmend ihre Unabhängigkeit einschränken. Im Rahmen der Tagung diskutierten sie Alternativen zu gängigen Konzepten der sozialen Intervention. Die von Tony Addy vorgestellten, im Rahmen des konvivialen Prozesses entwickelten Ideen boten den Teilnehmenden Orientierung für ihre weitere Arbeit. Es wurde deutlich, dass sich aus den wichtigen Wechselbeziehungen zwischen Berufung, Gerechtigkeit und Menschenwürde eine neue Praxis der Sozialarbeit ergibt, die Schwerpunkte setzt bei einem Inklusions- und Partizipationsprozess an der Basis sowie bei der politischen Advocacy-Arbeit. Die Kirchengemeinden werden dabei unterstützt, Interessengruppen zu bilden und zu entwickeln und auf diesem Weg als Kirche in der Gesellschaft gemeinsam mit anderen Konvivialität zu verwirklichen. Als Ergebnis der Tagung führten die diakonischen Mitarbeitenden den Prozess in Regionalkonferenzen, Gesprächen und in der Praxis mit Gemeinden in vielfältigen Kontexten vor Ort weiter.

Auch in internationalen Medien sind Berichte über den Prozess veröffentlicht worden, darunter zwei Aufsätze und zwei Berichte in einer internationalen Zeitschrift (<https://doi.org/10.13109/diac.2017.8.2.201>).

Hilfreich für die Reflexion des Prozesses war das Forschungsprojekt des Gruppenmitglieds Maria Vuoristo (geb. Kulju), die im Rahmen ihres Studiums an der Diak (Finnland) den Prozess untersuchte und beim Workshop 2014 ihre Evaluierung einbrachte.

Der gesamte Prozess war darauf ausgerichtet, von europäischer Seite zum Reformationsjubiläum einen dem Thema Gemeinwesendiakonie gewidmeten Beitrag beizusteuern. Die Ergebnisse wurden den europäischen Delegierten bei der LWB-Vollversammlung, die im Mai 2017 in Windhuk (Namibia) stattfand, im Rahmen ihrer Regionalsitzung vorgestellt. Zu diesem Zweck

wurde ein kompakter Flyer erstellt und gedruckt, dessen Inhalt sich auf die Erfahrungen der Solidaritätsgruppe stützt. Bei der Vorstellung der Arbeit der Solidaritätsgruppe wurde Bezug zu den drei Unterthemen der Vollversammlung hergestellt (Erlösung/ Menschen/ Schöpfung – für Geld nicht zu haben) sowie zu weiteren wichtigen Themen des LWB, so „Die Kirche im öffentlichen Raum“ und die Arbeit an der „Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung“ der Vereinten Nationen.

Im vorliegenden Bericht sollen nun die Ergebnisse der zwischen den Workshops in Manchester und in Tallinn geleisteten Arbeit vorgestellt werden. Er beginnt mit einer Reflexion des Prozesses auf Grundlage der Beiträge aller Mitglieder der Solidaritätsgruppe im Rahmen des Workshops in Tallinn und einer Evaluierung des Prozesses samt seinen Ergebnissen. Im zweiten Teil haben wir vier Beiträge von Gruppenmitgliedern zusammengestellt, wovon einer bereits in einer Publikation des LWB erschienen ist. Ein Beitrag behandelt das konviviale Konzept an sich, ein weiterer setzt es in Bezug zu lutherischen Ideen der Sozialfürsorge, der dritte entstand im Rahmen des Workshops in Tallinn im Zusammenhang mit der Reflexion über die Arbeit mit Migrierenden und Geflüchteten und einer lädt zum Theologischen Diskurs ein..

## Zusammenhang mit der LWB-Strategie

Der europäische Diakonievertrag steht im Bezug zur generellen Identität der LWB-Kirchengemeinschaft, die „leidenschaftlich engagiert für die Kirche und die Welt“ eintreten will. Die Gemeinwesendiakonie des konvivialen Konzepts orientiert sich an einer ganzheitlichen Mission, die Zeugnis, diakonischen Dienst und Advocacy umfasst. Tatsächlich wird das Thema Konvivenz und Differenz als Aspekt der von Theo Sundermeier entwickelten Missionstheologie diskutiert. Die Solidaritätsgruppe trägt zur Förderung der Gemeinschaft in und zwischen den europäischen Regionen, unter den diakonisch und pädagogisch Tätigen sowie zwischen den Mitgliedskirchen bei. Das Programm setzt bewusst bei der Intensivierung von Beziehungen an.

Der Prozess beinhaltet eine themenübergreifende theologische Dimension mit dem Ziel, das gemeinsame theologische Verständnis zentraler

sozialer und diakonischer Fragen in Europa zu vertiefen und so zu einem gewandelten, bevollmächtigenden diakonischen Tun beizutragen.

## Die nächsten Schritte

Die Solidaritätsgruppe hat Janka Adameová und Tony Addy beauftragt, sie bei der LWB-Vollversammlung in Windhuk zu vertreten und dort die Ergebnisse ihrer Arbeit zur Gemeinwesendiakonie vorzustellen. Es steht zu hoffen, dass das Interesse an diesem europäischen Prozess, welches andere Regionen bereits geäußert haben, aufgegriffen werden kann. Die Solidaritätsgruppe ist bereit, den Prozess weiter zu vertiefen und auszuweiten. Dies hängt jedoch von den Entscheidungen über die wesentlichen programmatischen Orientierungen und Prioritäten ab, die in Windhuk zu treffen sind. Klar ist jedenfalls, dass aus der Gemeinwesendiakonie als wesentlichem Aspekt des Kircheseins innovative Antworten hervorgehen im Blick auf die kritischen Situationen vieler Menschen in Europa und anderen Weltregionen. Der Ansatz des konvivialen Prozesses stellt hier ein wichtiges Element dar, wobei Kompetenzvermittlung, Vernetzung und die Unterstützung des Prozesses einen strategischen Schlüssel für die zukünftige Entwicklung bieten.



Foto: Peter Szyzka



# Teil 1

## Reflexion des Prozesses

### 1. Der Weg zur Konvivialität

#### Persönliche Gedanken aus dem europäischen Diakonieverfahren

Dr. Eva-Sibylle Vogel-Mfato, Pfarrerin

Dr. Ulla Siirto, Diakoniewissenschaftlerin



Dr. Eva-Sibylle Vogel-Mfato; Foto: Solidaritätsgruppe

#### Einführung

Über die vergangenen sechs Jahre waren etwa 25 in Diakonie, Seelsorge und Bildungsarbeit Tätige an den Beratungen im Rahmen des europäischen Diakonieverfahrens beteiligt, den der Lutherische Weltbund initiiert und gemeinsam mit interdiac<sup>2</sup> durchgeführt hat. Er ist Teil der thematischen Vorbereitung auf das 500. Reformationsjubiläum 2017. Angesichts des tiefgreifenden wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen und religiösen Wandels, der sich in den europäischen Gesellschaften vollzieht, bewerteten die Teilnehmenden die Herausforderungen und Chancen einer Stärkung des diakonischen Engagements als zentrales Charakteristikum des christlichen Zeugnisses in der Gesellschaft, insbesondere an der Seite der „vergessenen Menschen an vergessenen Orten“. Der Name, den sich die Beteiligten selbst gaben, artikuliert ihre

Vision: „Solidaritätsgruppe“. Einerseits sehen sie sich, auf der Grundlage ihrer Erfahrung der Arbeit mit Menschen, verpflichtet auf gemeinwesenbasierte Ansätze im Sinne von Menschenwürde, Gerechtigkeit und diakonischer Berufung. Andererseits waren sie sich ihres eigenen Bedarfs an Rat und Unterstützung bewusst und entdeckten die in ihrer Gruppe vorhandene Vielfalt an Ressourcen, die zum vertieften Austausch einlud. „[E] in/e ChristIn, die/der diakonisch engagiert ist, [ist] ein unvollkommener Mensch [...], der einem ebenfalls unvollkommenen Menschen auf dem Weg zur Fülle des Lebens vorwärts hilft.“ (Addy T., 2014)

Zum Abschluss der ersten Phase des Diakonieverfahrens wurden die bis dato erzielten Ergebnisse in dem Dokument „Konvivenz schaffen. Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa“ (Addy T., 2014) veröffentlicht. In der zweiten Phase arbeitete die Gruppe die wesentlichen Fragen heraus, anhand derer das Konzept der Konvivialität weiter vertieft werden konnte. Ab 2014 wurden, insbesondere im Bereich

der sozialen Medien, Instrumente für die Vernetzung von in der Diakonie Tätigen in ganz Europa geprüft und eine Facebook-Gruppe eingerichtet. 2015 behandelten die Teilnehmenden das Thema Gemeinwesenökonomie anhand der Fragestellung, welche ökonomischen Konzepte für konvivenzbasierte Gesellschaftsformen förderlich sind. 2016 schließlich wurde die Reflexion zur Theologie der Konvivenz vertieft.

Den roten Faden für den gesamten Prozess bildeten die vier wechselseitig aufeinander bezogenen Schwerpunktthemen: Konvivenz als die Kunst und Praxis des Zusammenlebens; diakonische Berufung als Anruf Gottes, der durch den Mitmenschen ergeht; Menschenwürde – infrage gestellt durch die Konsumgesellschaft und die ihr innewohnende Exklusionsdynamik; Engagement für Gerechtigkeit als Einzelpersonen und als Kirchen. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem konvivialen Konzept findet sich im Vorbereitungsmaterial zu den Themen des 500. Reformationsjubiläums (Siirto U., 2016). Weiterhin können auf der

<sup>2</sup> Die gemeinnützige Organisation Internationale Akademie für Diakonie und soziales Handeln, Mittel- und Osteuropa (interdiac) ist in der Tschechischen Republik angesiedelt. Mehr unter: [www.interdiac.eu](http://www.interdiac.eu) (in englischer Sprache).



Foto: Solidaritätsgruppe

LWB-Website unter dem Titel „Convivial Life Together. Bible Studies on Vocation, Dignity and Justice“ (Addy T., 2015) Bibelarbeiten von Mitgliedern der Solidaritätsgruppe heruntergeladen werden. Die Ergebnisse der Arbeit zu Ökonomie und Konvivialität wurden 2017 unter dem Titel „Towards a Convivial Economy“ (Addy T., 2017) veröffentlicht.

### **Partizipatives Lernen**

Die Gruppenentwicklung wurde mit den Arbeitsmethoden des partizipativen Lernens begleitet. Dieser Ansatz bot viel Raum für Konvivialität und Empowerment. Er vereinte zentrale Elemente der Befreiungspädagogik (Freire P., 1996) und des CABLE-Ansatzes „Community action based learning for Empowerment“, den interdiac spezifisch für die diakonische Ausbildung in Mittel- und Osteuropa kontextualisiert hat (Addy T., 2013a, 2013b). Der Europäische Diakonieverfahren war also bemüht, auf der Ebene, auf der die

Teilnehmenden ihre Realität und sich selbst als an der diakonischen Berufung Mitwirkende wahrnahmen, einen Dialog zu befördern. In einem solchen konsultativen Prozess Gemeinschaft zu leben impliziert Partizipation. So verband sich ein vertieftes Bewusstsein für umfassendere Zusammenhänge mit der Motivation, sich für Wandel einzusetzen. Der jährliche Wechsel zwischen den Workshops und der Praxis vor Ort unterstützte die Teilnehmenden dabei, Inhalte, Ziele und Methoden für die Gemeinwesendiakonie zu überprüfen. Wie Freire betont, vollziehen sich Lernprozesse im Gemeinwesen durch den Dialog. Der Kontext wird mit dem Ziel analysiert, aus dem Gelernten neue Handlungsweisen zu erschließen. Zudem durchläuft der/die einzelne Beteiligte, indem er/sie Akteurin/Akteur des Prozesses wird, Entwicklungen der Selbsterkenntnis, Transformation, Humanisierung und des Bewusstwerdens der eigenen Würde (Freire P., 1996).

### **Abschluss des Prozesses: Feedback der Teilnehmenden**

Zum Ende des sechsjährigen intensiven Austausches in der Solidaritätsgruppe, in dessen Rahmen sie gemeinsam Konzept und Praxis der Konvivialität entwickelte, wurden die Teilnehmenden um ihr Feedback gebeten. Sie blickten auf den gesamten, in den sechs Jahren miteinander beschrittenen Weg zurück, vom ersten Workshop 2011 in Järvenpää/Finnland bis zum fünften 2016 in Tallinn/Estland. Im Rahmen der Evaluierung tauschten sich die Teilnehmenden über ihre eigenen konvivialen Erfahrungen aus.

Die sehr vielfältigen Beiträge der Teilnehmenden weisen Bezüge zu allen vier Schlüsselthemen auf. Besonders stark sind diese Bezüge zur theologischen Grundlegung. Im Folgenden sind die Rückmeldungen in zusammengefasster Form, aber soweit möglich in den eigenen Worten der Teilnehmenden, dargestellt. Die jeweiligen persönlichen Schlussfolgerungen bestätigten

gen den partizipativen und auf Empowerment ausgerichteten didaktischen Ansatz zum Aufbau von Arbeitsbeziehungen (und letztlich auch persönlichen Freundschaften) zwischen diakonisch Tätigen aus ganz unterschiedlichen europäischen Kontexten.

Die Rückmeldungen der Mitglieder der Solidaritätsgruppe zeigen einen großen Reichtum an Erfahrungen und Erkenntnissen. Sie machen deutlich, dass Spiritualität im relationalen Raum wurzelt. Konvivenz prägt Schlüsselerfahrungen, die am Anfang der Berufung der/des Einzelnen stehen. Sie hat außerdem ihren Raum in neuen Ausprägungen von Diakonie, die sich bisweilen entwickelt haben in der Folge schmerzvoller Erfahrungen von Unterdrückung in diktatorischen Regimes. Die konviviale Spiritualität bekräftigt die Menschenwürde. Die Theologie der Konvivenz weckt das Bewusstsein für von Unrecht geprägte Situationen und das Engagement für die Menschenrechte. Im Dialog mit der Bibel erschließt die christliche Sozialarbeit nicht selten unerwartete Möglichkeiten zur Schaffung und Erhaltung einer Gemeinschaft, in der jede/r einen Platz hat und die Beiträge aller willkommen sind. Wo schließlich Kontexte vom Ringen um finanzielle Ressourcen geprägt sind, helfen Kirchen und diakonisch Tätige einander, reiche Humanressourcen und einfache, aber kreative Ideen für ein konviviales Leben zu erschließen. Die Mitglieder der Solidaritätsgruppe gaben einander berührende Beispiele davon weiter, voller Gnade, Demut und bestärkender Freude.

### **Berufung**

*Diakonie ist die Antwort im Glauben auf Gottes Anruf durch die Mitmenschen. Die Solidaritätsgruppe kam zu dem Schluss, dass es wichtig ist, sich der Wurzeln der eigenen Motivation bewusst zu sein. Jeder Entschluss zum Dienst erwächst aus einer biographischen Dynamik, bisweilen auch aus der Erfahrung einer persönlichen Krise und persönlicher Bedürftigkeit. Dazu sagen Mitglieder der Gruppe:*

- „Während meines Austauschjahres in den USA habe ich die Kirchengemeinde als sozialen Treffpunkt engagierter Menschen erlebt, die die Gemeinschaft untereinander förderten und Gastfreundschaft übten. Es hat mich beeindruckt, mitzuerleben, dass Gruppen von Erwachsenen miteinander die Relevanz ihres Glaubens für das, was sie in ihrem Leben bewegte, reflektierten. Hier habe ich zum ersten Mal Konvivialität erlebt. Wenig später habe ich mich entschlossen, Theologie zu studieren und einen Beitrag zu leisten zum Aufbau von Gemeinschaft in meiner Heimatkirche.“
- „Ich bin in einem vom Kohlebergbau geprägten Gebiet im Westen Deutschlands aufgewachsen. Unser Dorf war ein Schmelztiegel von Menschen aus dem Osten und Süden Europas, später auch aus der Türkei. Mein Interesse an ‚der Kunst des Zusammenlebens‘ wuchs, je mehr Probleme, Konflikte und Vorurteile ich in meinem sozialen Umfeld erlebte. Also entschloss ich mich, in die Sozialarbeit zu gehen. Ich studierte Soziologie und Vergleichende Religionswissenschaft mit Schwerpunkt Judentum und war dann in der Gemeinwesenarbeit tätig.“
- „In meinem Heimatort ist die lutherische Gemeinde klein. Sie versteht sich als eine gastfreundliche Kirche. Die katholische Mehrheitsgemeinde dagegen war ein geschlossener Zirkel. An einem Tag im Jahr 1963 konvertierten meine Mutter und ich zur lutherischen Kirche. In der Jugendgruppe dort traf ich alle – Gebildete, Reiche, Arbeiter- und Bauernkinder. Ich war selber nichts Besonderes, ganz normal und das war in Ordnung. In dieser herzlichen, offenen Kirche wollte ich arbeiten. Ich interessierte mich für einen Beruf in der kirchlichen Sozialarbeit. Also schlug mir unser Pfarrer vor, ein diakonisches Studium zu machen. Das wurde meine Identität bis heute. Vielleicht war das eine Berufung.“
- „Schon meine Eltern haben mich gelehrt, mit von Ausgrenzung betroffenen Kindern und Jugendlichen zusammenzuleben und zu arbeiten. Sie waren immer bereit, junge Menschen, die Probleme hatten mit verschiedenen Formen von Sucht, aufzunehmen und in unser Familienleben zu integrieren. Ich erinnere mich, dass wir in unserer Familie an Heilig Abend immer Gäste am gemeinsamen Tisch hatten, die sonst während dieser wunderbaren Zeit allein gewesen wären. Das Zeugnis meiner Eltern, die uns von Kindesbeinen an durch ihr persönliches Vorbild Konvivialität gelehrt haben, war sehr wichtig für mein zukünftiges Denken.“
- „Der ‚Theologie der Konvivenz‘ bin ich bisher hauptsächlich auf der Ebene der persönlichen Erfahrung begegnet. Das heißt, meine Beziehung zu diesem Wort bzw. Konzept stützt sich auf die Menschen, denen ich im Rahmen des LWB-Prozesses von 2011 in Järvenpää bis 2016 in Tallinn begegnet bin. Das bestätigt mir noch einmal aufs Neue, dass ohne persönliche Beziehungen kein Fortschritt möglich ist.“
- „Noch vor ein paar Jahren kannte ich den Begriff ‚Konvivenz‘ nicht. Ein seltsames Wort – vielleicht Spanisch oder Latein? Der Europäische Diakonieprozess hat mich auf den Weg gebracht, das konviviale Konzept verstehen zu lernen. Und ich bin immer noch unterwegs.“

### **Menschenwürde**

*Die Solidaritätsgruppe stellte fest, dass Menschenwürde im Zusammenhang mit Diakonie bedeutet, auf die alle umfassende Liebe Gottes und seine Gnade zu verweisen. Hieraus ergibt sich der absolute Wert jedes Menschen als Ebenbild Gottes. Menschenwürde bedeutet, als Brüder und Schwestern in Christus das Zusammenleben auf die aus dem eucharistischen Miteinanderteilen erwachsenden Werte auszurichten, allem zu widerstehen, was Menschen ausschließt, und sich für soziale und ökonomische*





Foto: Solidaritätsgruppe

*Nachhaltigkeit einzusetzen. Vor dem Hintergrund der eigenen Lernerfahrungen sagen Teilnehmende dazu:*

- „Im Sozialismus wurden die Kirchen stark diskriminiert und ihre Rechte missachtet. Kirchenbesitz war beschlagnahmt. Die öffentlichen Medien brachten den Glauben und die Christen in Misskredit. Diese Erfahrungen von Entwürdigung hatten gravierende Folgen für die Arbeit der Kirche. Sie wurde isoliert.“
- „Die Kultur der Diktatur hatte den Gedanken der Gemeinschaft und des Zusammenlebens verraten. ‚Gemeinschaft‘ wurde als Ideologie missbraucht, die die Bevölkerung manipulierte und ihren Blick auf Volk, Blut und „Rasse“ verengte. Nach dem Krieg vertrauten die Menschen dem Gemeinschaftsgedanken nicht mehr und zogen sich ins Private zurück. Das konviale Konzept bietet einen neuen Raum, in dem die persönliche Würde als Person in vertrauensvollen Beziehungen mit anderen wiedergewonnen werden kann.“
- „Ich habe bei den Menschen in der Gemeinde das große Bedürfnis gesehen, ihr Leben aufzuarbeiten, einen Raum zu haben, in dem sie ihre Lasten, ihre traumatischen Erinnerungen, ihren Bedarf an Versöhnung und neuer Selbstachtung vor Gott bringen können.“
- „Die Folgen der sozialistischen Ideologie sind weiterhin spürbar. Die Menschen trauen der Kirche als Institution nicht. Es fehlt ihnen an religiöser Bildung und am Wissen um christliche Werte. Sie halten an den alten, im Kommunismus aufgebauten Vorurteilen fest. Oft fehlt es den Menschen auch an einer europäischen Perspektive und Erfahrung. Und doch haben Caritas und Diakonie nach dem Zusammenbruch des Kommunismus angefangen, kirchliche Sozialarbeit anzubieten. Sie haben sich zu sozialen Dienstleisterinnen entwickelt, die vorbildliche, hochwertige Arbeit leisten. So nimmt die Bevölkerung die Leistungen diakonischer Organisationen mit wachsendem Vertrauen in Anspruch. Dies eröffnet Chancen, ein lebendiges Zeugnis abzulegen und in die Gemeinschaft einzuladen.“
- „Martin Luthers Erkenntnis lautet, dass man nichts leisten muss, um Gottes Liebe und die eigene Menschenwürde zu verdienen. Hieraus ergibt sich das Fundament der Menschenrechte. Fülle des Lebens und Menschenwürde werden uns von Gott aus Gnade geschenkt. Ein Leben in der Nachfolge Christi ist ein Leben im Wissen um und in Dankbarkeit für meine Rechte, ein vom Engagement für die Rechte aller anderen Menschen erfülltes Leben. Wenn wir einander begegnen und bevollmächtigen, wenn wir gemeinsam beten und vergeben,

hören und lernen, Brot, Glauben und Leben miteinander teilen (koinonia), dann können wir dienende Gemeinschaft (diakonia) sein und zusammen unseren Teil dazu beitragen, ‚die Welt zu Gott zurückzulieben‘ (schwedisches Gesangbuch Nr. 62).“

- „Valentinstag: Als nach langen Gesprächen darüber, wie die Jugendarbeit in unserer Region zu organisieren sei, das Jugendzentrum geschlossen und eine neue koordinierende Organisation gegründet worden war, die jungen Leuten beim Schreiben von Lebensläufen und Bewerbungen helfen soll, war es schwierig, in unserer Kirchengemeinde eine Valentinstagsfeier auf die Beine zu stellen. Oder doch nicht? Man muss einfach die Türen aufmachen, handgemachte Plakate an den Bushaltestellen aufhängen, ein paar Bekannte anrufen und über die Veranstaltung informieren, die zufällig Lehrerinnen oder Lehrer sind. Dein Sohn bäckt abends einen Kuchen und organisiert die Musik, deine Tochter zieht Sportklamotten an und macht mitten im Raum einen Handstand und dein Nachbar richtet die Technik für Farbmusik ein. Der Raum ist voll und Budget gibt es keines. Wir schicken die Bilder mit herzlichen Grüßen an den Bürgermeister. Das Leben ist wunderbar! Wir müssen einander nur vertrauen!“

### **Gerechtigkeit**

*In ihrer Analyse der eigenen Praxis betonten die Teilnehmenden, dass Diakonie Gleichheit und Gerechtigkeit fördert. Sie sorgt dafür, dass alle Anteil an den Entscheidungen haben, die ihr Leben betreffen. Sie engagiert sich aktiv für eine Wirtschaft und Gesellschaft, in der alle Zugang haben zu den Lebensgrundlagen. Diakonie tritt ein gegen Diskriminierung – sowohl in der Gesellschaft als auch in ihren eigenen Einrichtungen. Trotzdem ist das Thema eine Herausforderung, wie die Mitglieder der Gruppe bezeugen:*



- „Erst vor drei Jahren entschied der Staat, den beschlagnahmten Kirchenbesitz zurückzugeben. Nun lernt die Kirche zum ersten Mal seit den 50er Jahren, Eigentum zu verwalten. Es bleibt eine große Diskrepanz der finanziellen Möglichkeiten zwischen Staat, Kirchen und nichtstaatlichen Organisationen. Erst in den letzten zwei Jahren haben sich die Chancen unter den Akteuren der Zivilgesellschaft etwas angeglichen. Durch den Diakonieverfahren sind mir diese Veränderungen und die Chance, die sich der Kirche als Akteurin in der Gesellschaft eröffnet, deutlicher bewusst geworden.“
- „Vor dem Hintergrund der traumatisierenden Erfahrungen während der Naziherrschaft vermittelte mir das soziale Umfeld meiner Jugend die Entschlossenheit, für Menschenwürde, Gerechtigkeit und Versöhnung einzutreten. Ich wollte für eine Kirche arbeiten, die diese Werte vertrat, von der Basis vor Ort bis hinaus in eine Welt, die Heilung und Frieden ersehnte.“
- „In unserer Solidaritätsgruppe kam auch persönlicher Schmerz ans Licht. So musste eine Teilnehmerin unter der Hand dafür bezahlen, dass ihre Mutter angemessen gepflegt wurde. Sie erzählte uns, dass sie zu dem Zeitpunkt genug Geld hatte, um auch für die Pflege der Frau zu zahlen, die mit ihrer Mutter das Zimmer teilte. So versuchte sie, mit der Korruption umzugehen, die zu begehen sie sich gezwungen sah. Uns wurde die Last bewusst, die mit der Benennung solch bitterer Fakten verknüpft ist, und wir alle hinterfragten schließlich, in welchen ungerechten, ja korrupten Strukturen wir in unserem je eigenen Land gefangen sind.“
- „Es schockiert mich, wachsende Gewalt, wachsenden Terror im Namen der Religion zu erleben. Die Flüchtlingskrise ist eine Krise des Mitgefühls und der Solidarität in ganz Europa und auch unter den Kirchenmitgliedern. Unser

Thema Konvivialität ist sehr aktuell und dringlich.“

- „In der Flüchtlingskrise rufen Stimmen aus der Politik nach dem Schutz christlicher Werte und der langen europäischen Geschichte. Paradoxe Weise gehören zu dieser europäischen Geschichte Vorurteile, die im Kommunismus gewachsen sind und uns weiter belasten. So ist die Wahrnehmung der Krise manchmal von einer regelrechten Hysterie geprägt. Ein weiterer Faktor: Ein einseitig positiver westlicher politischer Umgang mit der Herausforderung ruft im Osten eine negative Gegenreaktion hervor. Gleichzeitig engagieren sich viele Menschen in meinem Land spontan ehrenamtlich und reisen ins Ausland, um Geflüchteten zu helfen.“
- „In der Solidaritätsgruppe teilen wir Freude und Stolz über gute Praxisbeispiele genauso wie Traurigkeit und Frust angesichts von Arbeitslosigkeit und Armut, die die Lebensrealität so vieler Menschen bestimmen. Dabei suchen wir immer nach zweckmäßigen Ansätzen für die diakonische Arbeit. Mir ist immer deutlicher bewusst geworden, dass wir aufeinander hören und voneinander lernen müssen.“
- „Eine Frage aus der Perspektive einer Gastfreundschaft übenden Kirche: Natürlich entspricht es unserem kirchlichen Selbstverständnis, für Geflüchtete einzutreten. Aber warum sind so wenige kirchliche Mitarbeitende bereit, in den Vororten unserer Großstädte zu leben, wo die meisten Immigrierten und andere sozial Schwache wohnen?“

### **Konvivenz**

*Beim diakonischen Engagement geht es um das Leben in Gemeinschaft. Aus Diakonie erwächst Konvivenz – die Kunst und Praxis des alltäglichen Zusammenlebens mit den Menschen. Entscheidend sind das*

*Miteinanderteilen von Ressourcen im gemeinsamen Handeln, Offenheit und eine bejahende Haltung, die Überwindung von Barrieren und der Bau von Brücken. Diakonisch geprägte Gemeinden unterstützen diakonische Berufung und kreative Innovation. Mitglieder der Solidaritätsgruppe kamen zu den folgenden Erkenntnissen:*

- „Eine christliche Gemeinschaft umfasst die Dimensionen von Gottesdienst, Lehre und Diakonie, die gemeinsam die Mission charakterisieren, an der mitzuwirken wir von Gott berufen sind. Diakonie, Nächstenliebe muss Teil einer ganzheitlichen Kirche sein, in allem, was wir sind und tun. Wir sollen ein Zeichen sein in der Welt, berufen, alle Geschöpfe zu lieben und für sie Sorge zu tragen.“
- „Nach der ersten Tagung in Järvenpää habe ich vor der Abreise eine letzte Notiz auf mein Papier gemacht: ‚Vergessene Gesichter an vergessenen Orten‘. Dieser Gedanke bewegt mich seither. Haben wir Menschen um uns herum vergessen? Gibt es vielleicht weiße Flecken auf der Landkarte unserer Kirchengemeinde? Menschen und Orte zu entdecken ist die spannendste Herausforderung einer von Konvivenz geprägten Gemeinschaft. Wie Jesus selbst die ausgegrenzten



Janka Adameová, interdiac; Foto: Solidaritätsgruppe

---

und verborgenen Menschen seiner Zeit entdeckt hat, sollten auch wir es tun. So hat es Gott gemacht, als er seinen Sohn in unsere Orte gesandt hat.“

- „Ich bin mir der Rolle von Tradition und Religion im Alltag der Menschen bewusst und ich versuche, in allem, was ich tue, so gut ich kann an die Bibel anzuknüpfen. Ich liebe die Vielfalt und ökumenisches Handeln. Auf diesem Weg bin ich zur Konvivenztheologie gekommen.“
- „Jede und jeder ist wertvoll. Ob ein Mensch zu den Gebenden oder den Empfangenden gehört, das kann sich von einem Tag auf den anderen ändern. Für mich hat Konvivenz sehr viel mit dem Evangelium zu tun. Wir sind berufen, in Gemeinschaft zu leben, anderen zu dienen, uns aber auch dienen zu lassen, Gebende und Empfangende zu sein. Wir sind berufen, unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund, unterschiedlichen Fähigkeiten und Lebenssituationen zu achten. So würde es Jesus machen. Ich denke, das ist Konvivenz.“
- „Als mir das Konzept bei unserer Tagung zum ersten Mal erklärt wurde, habe ich gedacht: ‚So leben wir in unserem Projekt zusammen, ohne dass wir einen besonderen Namen dafür haben.‘ Das ist einer der zentralen Werte in unserem Schutzraum für Kinder, dass wir als offene Gemeinschaft leben, in der wir einander annehmen und lieben, weil Christus uns zuerst geliebt hat (1.Johannesbrief 4,19). Allein dadurch, dass wir Transparenz leben, durch unser persönliches Vorbild lehren und die biblischen Prinzipien gemeinschaftlichen Lebens verwirklichen, prägen wir die nächste Generation.“
- „Die ‚Theologie der Konvivenz‘ hat mich angeregt, genauer auf die Ergebnisse für die Beteiligten zu schauen und mich nicht so sehr an der theologischen Richtigkeit zu orientieren. Wir drücken unseren Glauben auf unterschiedliche Weise

aus und wir alle haben einen Bezug zur Praxis. Konvivenz hat mir Vertrauen geschenkt in einen ökumenischen, interreligiösen Ansatz für unsere diakonische Arbeit. Das ist befreiend! Lutherisch zu sein heißt nicht, die richtige Meinung zu verschiedenen Themen zu vertreten, sondern zu glauben, dass wir mittun können im Ringen um Menschenwürde in unserem Umfeld.“

- „‚Theologie der Konvivenz‘ ist für mich vor allem eine praktische Übung und weniger eine dogmatische, theoretische Herangehensweise. Das finde ich sehr hilfreich, denn so lässt sich das Konzept leichter an meinen Kontext anpassen. In unserer Gruppe haben wir unsere je unterschiedlichen Kontexte, über die wir uns ausgetauscht haben, nicht als im Wettbewerb oder im Widerspruch zueinanderstehend wahrgenommen, sondern als positive Vielfalt. Insbesondere stelle ich fest, dass die diakonische Praxis und ihre Wirksamkeit nicht vom materiellen Wohlstand abhängen, sondern von unserem ‚Humankapital‘.“
- „Der Weg, den wir beschritten haben, hat meine Sichtweise der Diakonie verändert von ‚meiner Perspektive‘ zu ‚unserer Perspektive‘ in unserer Kirche. Aus der Idee einer offenen, vom gemeinsamen Tun und Miteinanderteilen unserer Gaben, Chancen und unseres Glaubens geprägten Kirche habe ich sehr viel gelernt. Ich muss sagen, dass wir in unserem Umfeld und unserer Kirche zu Hause heute viel mehr zusammenarbeiten als vorher. Wir sagen nicht mehr, ‚wir haben eine Aufgabe für Sie‘, sondern wir fragen, ‚was möchten Sie tun, wie möchten Sie sich einbringen‘ und so weiter.“
- „Unterwegs von Järvenpää nach Tallinn habe ich gelernt, dass Gastfreundschaft allein nicht ausreicht. Mit dem Gedanken der Gastfreundschaft ist immer die Erwartung verbunden, dass die Angekommenen irgendwann auch wieder gehen, außerdem schwingt dabei auch

die Konnotation der Wohltätigkeit mit. Dem hingegen bietet mir das Konzept eine breitere Perspektive: dies müssen wir miteinander als Gemeinschaft lernen – die Kunst, miteinander in Solidarität zu leben und zu handeln.“

Zum Schluss noch eine Geschichte vom „Konvivenztag“:

- „Allein der Gedanke, einen mit Vorträgen vollgestopften Tag zu organisieren, brachte viele von uns schon zum Gähnen. Wir entschieden uns, einen Diakonie-Markt zu organisieren. Wir entwarfen einen Flyer zum Thema auf Recyclingpapier, der die Werte und Formen der Konvivialität erläuterte. In der Halle boten Einheimische selbstgebackenes Brot an, Menschen mit Behinderungen berichteten von ihrer Arbeit, Aktive des Fairen Handels stellten ihre Ideen vor und diejenigen, die die Grüne-Bibel-Initiative angestoßen hatten, waren auch da und führten in ihre Vorstellung von einer modernen Form der Verkündigung des Wort Gottes ein. Wir wurden informiert über die Familienarbeit und über Hilfe für Haftentlassene. Irgendjemand brachte Möhrenkuchen mit, jemand anderes sang Lieder – es war ein schönes Durcheinander, wo sich alle zu Hause fühlten. Der Bürgermeister und der Erzbischof trafen sich und die Gemeindepfarrerin lächelte wissend. Je weniger Druck man aufbaut, desto schöner wird die Erfahrung!“

## Fazit

In der gelebten Erfahrung des Europäischen Diakonieprozesses finden Lob und Würdigung der Seligpreisungen (Matthäus 5,3-12) ihren Widerhall und in einem Dankgottesdienst beim letzten Workshop, der im Februar 2016 in Tallinn stattfand, betete die Solidaritätsgruppe darum, dass Gottes Heiliger Geist in unsere Kirchen und unsere Welt kommen möge, um uns zu inspirieren und alles neu zu machen. Zum Schluss betete die Gruppe um Gottes Segen:

- ✓ Wir bitten
  - ✓ um Frieden an allen Orten,
  - ✓ um das Vertrauen, dass Gott uns genau dahin gestellt hat, wo wir sein sollen,
  - ✓ darum, dass wir die unendlichen Möglichkeiten nicht vergessen, die aus dem Glauben erwachsen,
  - ✓ darum, dass wir die Gaben einsetzen, die uns geschenkt sind,
  - ✓ und die Liebe weitergeben, die wir empfangen haben,
  - ✓ darum, dass es uns genügen möge zu wissen, dass jede und jeder ein Kind Gottes ist,
  - ✓ und schließlich darum, dass dieser Glaube uns bis in das Innerste unseres Leibes erfüllt
  - ✓ und unsere Seele befreit zu singen, zu tanzen, Gott zu loben und zu lieben.
  - ✓ Diese Freiheit wartet auf jede und jeden Einzelnen von uns
  - ✓ und auf die Gemeinschaften, die hinter uns stehen.
  - ✓ Amen.
- Am Ende eines langen, intensive Prozesses der intellektuellen Auseinandersetzung mit und Erfahrung von Konvivenz und Konvivialität aus unterschiedlichen Perspektiven hat die Solidaritätsgruppe gelernt, Situationen nicht nur aus verschiedenen Blickwinkeln und in unterschiedlichen gesellschaftlichen, kultu-

rellen, politischen und religiösen Kontexten zu betrachten und zu verstehen, sondern sich auch den mit dem Verständnis dieser Unterschiede einhergehenden Schwierigkeiten zu stellen und sie zu überwinden. Der Prozess hat sie gelehrt, dass konviviales Leben nicht notwendigerweise auch Leben in Harmonie bedeutet. Meinungsverschiedenheiten beizulegen, ja schlicht trotz Unterschieden zusammenzuleben, bleibt eine Herausforderung. Die konkret erfahrene Konvivialität hat gezeigt, dass die Kunst und Praxis gelebter Solidarität mit denselben Aufgaben einhergeht, die sich auch in jeder anderen Lebensweise stellen. Die konviviale Perspektive bietet jedoch einen Ansatz, diese Herausforderungen zu bewältigen, indem man sich über die jeweils eigenen Erfahrungen austauscht und klärt, welcher Weg gemeinsam weiter beschritten werden kann, indem man Reziprozität und wechselseitigen Respekt lebt.



Foto: Ireneusz Lukas

## 2. Teilnehmende bewerten den Prozess

Janka Adameová, M. A.

Pfr. Tony Addy

Den langen Weg des konvivialen Prozesses hat eine Gruppe von über 25 Personen aus den verschiedenen europäischen LWB-Regionen gemeinsam zurückgelegt. Die Teilnehmenden betonten, dies sei eine inspirierende Erfahrung gewesen, die ihnen einen starken Impuls für das Verständnis von Diakonie vor Ort in diesem neuen Kontext gegeben habe. Sie dankten dem LWB und empfanden insbesondere als hilfreich, dass das Konzept einen echten Lern- und Austauschprozess ermöglichte. Die Evaluierung fand in zwei Schritten statt: einer Gruppen- sowie einer persönlichen Reflexion. Diese in Tallinn vorgenommene Reflexion wird ergänzt um relevante Aussagen aus der Bachelorarbeit von Maria Vuoristo, einem Mitglied unserer Gruppe.

### A. Gruppenreflexion

Im ersten Schritt der Evaluierung begaben sich die Teilnehmenden auf einen imaginären Segeltörn und besuchten „Inseln“, die im Zusammenhang mit den Ergebnissen des konvivialen Prozesses standen. Sie hatten die Aufgabe, diejenigen Personen zu finden, die mit ihnen eine der Inseln besuchen würden. Auf jeder Insel befand sich ein Flipchart mit einem Thema, das die Teilnehmenden diskutieren sollten, sowie ein/e Teilnehmer/in, die oder der nicht weitersegeln wollte, weil es dort so besonders sonnig war. „Bezahlt“ wurde der Aufenthalt durch die Berichterstattung über die auf dieser Insel von allen Teilnehmenden gesammelten Ergebnisse in der Abschlussrunde. Am Ende der Reise kamen alle zusammen und erzählten von ihren Segelabenteuern. Im Folgenden sind die auf den verschiedenen Inseln gesammelten Ergebnisse nachzulesen.

- ✓ Wissen, Erfahrung und diakonische Praxis



Foto: Solidaritätsgruppe

Der konviviale Prozess bot eine wertvolle Arbeits- und Lernerfahrung. Der Austausch und die gemeinsame Arbeit als internationale Gruppe von haupt- und ehrenamtlich diakonisch Tätigen sowie das voneinander und bei Besuchen in Projekten vor Ort Gelernte sind sehr wertvoll. Diese Lernprozesse in Bezug zu setzen zum Selbstverständnis der Teilnehmenden und sie in Prozessen wie den Straßenerzertien ([www.strassenexertien.de](http://www.strassenexertien.de)) zu reflektieren, haben die Teilnehmenden als bereichernde Erfahrung gewürdigt.

Aus der Reflexion über das zentrale Konzept der Gemeinschaft im konvivialen Prozess erwuchs die Frage nach den Auswirkungen der unsichtbaren Machtstruktur, die bisweilen der verborgene Motor der diakonischen Praxis zu sein scheint. Sich eine andere Denkweise zu eigen zu machen, würde bedeuten, in konkreten Lebenssituationen für Empowerment einzustehen und ein Arbeitsumfeld zu schaffen, in dem alle Mitglieder der jeweiligen Gemeinschaft gleichberechtigt sind. Dies bedeutet, dass unterschiedliche Menschen zusammenkommen und Dinge gemeinsam tun. Allerdings reichen eine offene Einladung in die Gemeinschaft und praktizierte Gastfreundschaft nicht aus. Es braucht Konvivialität, um fürsorglichere Gemeinschaften zu gestalten, die von ei-

nem wechselseitigen Geben und Nehmen und von dem Bemühen getragen sind, alle einzubinden.

**Als offene Frage bleibt:** Wie kann ein solches Praxiskonzept so kommuniziert werden, dass es von breiteren Kreisen verstanden wird und das wechselseitige Geben und Nehmen zu einer gemeinsamen Idee wird, die den Gegensatz von Sozialarbeitenden/Empfangenden bzw. Ehrenamtlichen/Empfangenden aufbricht?

- ✓ Menschen und Netzwerke

Persönliche Begegnung und konkrete Erfahrung von Gemeinschaft sind unabdingbare Elemente des Prozesses. Auf der Basis langfristiger, tiefer Beziehungen ist es auch nach einer Phase der „Sendepause“ leicht, einander wiederzufinden. Der Prozess bot der Gruppe die Möglichkeit, sich füreinander zu öffnen, einander zu vertrauen, die typischen Speisen der jeweiligen Heimatländer zu probieren und sich als Familie zu fühlen, was auch das Ringen mit den Konfliktsituationen umfasst, die wir in der Gruppe erlebt haben.

Dass die Teilnehmenden aus ganz Europa, die unterschiedlichen Altersgruppen angehörten und ganz verschiedene Erfahrungen und Formen des Engagements mitbrachten, untereinander Freundschaften schlossen und vertrauensvolle Beziehungen aufbauten, ermöglichte die Entstehung eines sozialen „Ganzen“, das diese Grenzen transzendierte. Die Lernprozesse entwickelten sich in überraschende Richtungen, Erkenntnisse wurden aus neuen, unerwarteten Quellen gewonnen. Dass die Gruppe sich zum gemeinsamen Gebet zusammenfand, das in Bezug zu den Aufgaben und dem Kontext stand, gab ihr spirituelle Hilfestellung und ermöglichte die Veränderung schwieriger Lebenssituationen durch positives Handeln. Trotzdem bleiben die regionalen Unterschiede unübersehbar, etwa im Blick darauf, dass bestimmte Ressourcen und Materialien, ja selbst Lebensmittel, nicht in jeder Region eines einzelnen Landes oder



Europas selbstverständlich vorhanden und finanzierbar sind.

Lässt man sich von der Lebensgeschichte der anderen berühren und begegnet man einander als „Seelenverwandte“, so wirkt sich dies zweifellos auf die Qualität der Beziehungen aus. Die Vielfalt in der Gruppe wurde jedoch zunehmend gleichzeitig als Herausforderung wie als Bereicherung erfahren. Es scheint, als forderten der Segen und das Privileg, einer so „bunten“ Gruppe anzugehören, ihren eigenen Preis.

**Als offene Fragen bleiben:** Wie kann diese, auf einen partizipativen Ansatz und die aus der Biografie und Praxis der Teilnehmenden erwachsenden Ressourcen gestützte Erfahrung einfließen in Aus- und Weiterbildungsprogramme für in der Diakonie tätige Haupt- und Ehrenamtliche und Gemeinden vor Ort? Wie kann zukünftig dafür gesorgt werden, dass diese Erfahrung von mehr Menschen gemacht und in weitere Kontexte übertragen wird? Wie sieht die Zukunft der Solidaritätsgruppe aus?

### ✓ Publikationen und Aktivitäten im Rahmen des Projekts

Das konviviale Konzept fand zunehmend breitere Zustimmung, vor allem dank der Publikation „Konvivenz schaffen. Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa“, die mittlerweile in verschiedene Sprachen, so etwa Russisch, Estnisch und Norwegisch, übersetzt wurde, was das Konzept mehr Menschen zugänglich gemacht hat. Zusätzlich wurde eine Sammlung von Bibelarbeiten unter dem Titel „*Convivial life together*“ in englischer Sprache veröffentlicht, die inzwischen für lokale Zwecke genutzt bzw. angepasst wird.

Weitere Türen für die Verbreitung des konvivialen Konzepts öffneten sich bei der Kirchenleitungskonferenz in Ostrava (Tschechische Republik) und der Tagung der LWB-Vollversammlungsdelegierten in Höör (Schweden) sowie durch die Vorstellung der Ergebnisse des Prozesses bei der Vollversammlung in Namibia.

Fünf Mitglieder der Solidaritätsgruppe kamen überein, sich in Odessa zu treffen mit dem Ziel, persönliche und berufliche Beziehungen zu nutzen, um Hilfsmaßnahmen für die vom Krieg betroffene Bevölkerung zu initiieren und zu begleiten. Weiterhin bemühte sich die Solidaritätsgruppe auch um Vermittlung in dem Konflikt zwischen der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche der Ukraine und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, jedoch leider ohne Erfolg.

Einzelne Mitglieder der Solidaritätsgruppe ergriffen weitere eigene Initiativen vor Ort und auf nationaler Ebene. Zu nennen ist hier insbesondere eine Bachelorarbeit an der Diak in Helsinki, die sich mit dem Thema und dem Prozess der Solidaritätsgruppe befasst. Verfasst hat die Arbeit Maria Kulju, ein Mitglied der Solidaritätsgruppe. Zudem wurden das Konzept und mit ihm verbundene Praxisaspekte von verschiedenen Lehrenden, die sich speziell mit dem Thema Gemeinwesendiakonie befassen, in Studiengänge und Workshops der Diak eingebracht.

**Als offene Frage bleibt:** Wie können Konzept und Praxis der Konvivialität einfließen in strukturelle Organisation und Strategien von Kirchen und diakonischen Institutionen? Die bisher gemachten Erfahrungen zeigen, dass dies einerseits eine vielversprechende Perspektive bietet, sich jedoch in der Umsetzung schwierig gestalten dürfte.

### ✓ Gefühle und andere Aspekte

Zweifellos bot der Lernprozess den Mitgliedern der Solidaritätsgruppe, die ganz verschiedene Voraussetzungen mitbrachten, eine beispiellose und tiefe emotionale Erfahrung. Hieraus erwuchs ein vertieftes Verständnis davon, wie wichtig es ist, Konvivenz zu schaffen, was wir an verschiedenen Arbeitsorten beobachtet und worüber wir uns ausgetauscht und reflektiert haben. Gleichzeitig inspiriert uns diese wertvolle Erfahrung und nährt in uns den Wunsch und die Hoffnung, dass

auf verschiedenen Ebenen Veränderung geschieht.

Andererseits empfanden wir auch Ärger, Frustration und Traurigkeit angesichts der fehlenden Reaktion auf den Aufruf zur Solidarität mit den Leidenden und des mangelnden Engagements der Kirchenleitungen in manchen Kontexten. Ja, wir haben sogar erlebt, dass Kirchenleitungen der konvivialen Idee zuwiderhandelten, indem sie Entscheidungen trafen, die Menschen ausschließen, wie z.B. Pfarrerrinnen.

Hieraus ergibt sich die rhetorische Frage: „Funktioniert Konvivialität oder ist sie doch nichts weiter als eine nette Idee?“ Damit gehen die Gefühle Zweifel und Hoffnung einher. Durch die Erfahrung in der Gruppe wurden wir in unserem Bestreben bestärkt, das konviviale Konzept als „Kunst und Praxis des Zusammenlebens“ zu verwirklichen. Aber die Herausforderung muss als solche anerkannt und ihr muss je nach Kontext in vielfältiger Weise begegnet werden.

**Als offene Frage bleibt:** Wie unterstützen der LWB und die Mitgliedskirchen die konvivialen Bemühungen in Europa – vor Ort, im organisatorischen Sinn sowie politisch – und in welcher Form kann sich die Solidaritätsgruppe in einen solchen Prozess einbringen? Welche Ressourcen gibt es, welche könnten zur Förderung des Prozesses entwickelt werden?

## B. Persönliche Reflexion

Im zweiten Teil der Evaluierung waren die Teilnehmenden zur persönlichen Reflexion eingeladen. Dabei ging es um einen Rückblick auf den Beginn des Weges von Järvenpää nach Tallinn und darum, das individuell neu Gelernte herauszuarbeiten. Die Lernerfahrungen wurden drei Kategorien zugeordnet: dem persönlichen sowie dem beruflichen Bereich und der Kategorie besonderer Freuden und Sorgen, die aus dem Prozess erwachsen.

- **Aus persönlicher Sicht** war für die Teilnehmenden an dem Konsultati-

onsprozess der wertvollste Aspekt die **Vielfalt der Beteiligten**, mit denen Freundschaften geschlossen und das Netzwerk aufgebaut wurde. Das Netzwerk wurde beschrieben als „Hafen“, wo Menschen Unterstützung in ihrer Arbeit und Nahrung für ihr spirituelles Wachstum fanden. Als inspirierend wurde weiterhin das Kennenlernen der Arbeitsumfelder verschiedener Gruppenmitglieder empfunden. Solche Begegnungen wurden als unverhoffte Gnadenerfahrung erlebt.

**Das Voneinanderlernen und der Austausch miteinander** wurden als sehr wichtige Aspekte des Prozesses herausgearbeitet, die die jeweilige berufliche Identität der Teilnehmenden stärkten. Sie beschrieben die Erfahrung als „das Privileg, Zeit und Raum zu haben, um den konvivialen Gedanken mit einer engagierten Gruppe von Menschen zu entwickeln, die wunderbare internationale Zusammenarbeit auf dem Fundament christlicher Liebe und christlichen Verständnisses zu erleben und angesichts der Vielfalt der Gruppe das Wachstum von wechselseitiger Achtung und Einheit zu erfahren“.

Das Privileg, die **Zeit zu haben, um** über sich selbst und die unterschiedlichen Ansätze und Methoden der Diakonie in derart unterschiedlichen Arbeitsumfeldern **nachzudenken**, schuf ein umfassenderes Bild und vertieftes Verständnis davon, was Konvivialität bedeutet bzw. bedeuten kann. Die Teilnehmenden lernten aus Praxisbeispielen. Gleichzeitig legte der Reflexionsprozess offen, dass sich die Zielsetzungen gleichen und auf dem gemeinsamen Weg auf das gesetzte Ziel – die Schaffung von mehr Konvivialität in Gemeinschaften und Gemeinwesen – hin große Einigkeit erzielt wurde.

- **Auf der beruflichen Ebene** würdigten die Teilnehmenden die Einblicke in Ansätze für die Arbeit mit Notleidenden und Ausgegrenzten sowie den Austausch über Ideen für diakonische Projekte, die ihnen einen Gewinn brachten für den Dienst in der eigenen

Kirche bzw. im eigenen diakonischen Umfeld.

Diese Lernerfahrung habe sie **motiviert, ermutigt** und dabei **unterstützt**, die bereits laufende Arbeit weiterzuführen sowie auf der Grundlage der Inspiration durch den Austausch mit anderen an der Basis Aktiven innovativ neue Träume für die Zukunft zu entwickeln. Die internationale Besetzung der Solidaritätsgruppe sowie die internationalen Tagungsorte stellten die Teilnehmenden unmittelbar vor die Herausforderung, „Fremden“, die in „meine Kirche, mein Land“ kommen, mit Verständnis zu begegnen. Der Blick auf den/die „Andere“ aus der Perspektive der eigenen Verwurzelung gewann eine andere Qualität und es wurden positive Gemeinsamkeiten erkannt.

Die Horizonterweiterung hinsichtlich der diakonischen Arbeit erbrachte auch neue Erkenntnisse und ein besseres Verständnis der Diakonie in anderen Ländern. Hier wurde insbesondere die Region Osteuropa genannt.

- **Freuden und Sorgen** sind die beiden Seiten derselben Münze! Einerseits würdigten die Teilnehmenden die persönliche Reflexion sowie die Reflexion in Kleingruppen bei allen Workshops als positives Instrument, das den Prozess weiterbrachte. **Die Erfolge auf dem Weg hin zu dem gemeinsamen Ziel wurden zunehmend sichtbar.**

Einige Teilnehmende bewegten sich zum ersten Mal im internationalen Kontext und empfanden zunächst einen gewissen Mangel an Wissen und Kompetenz. **Das Beschreiten des gemeinsamen Weges und die gemeinsame Reflexion behoben jedoch umgehend die Unsicherheit**, und das Gefühl, man tausche sich über abstrakte Themen aus, war schnell überwunden. Die Besorgnis schwand und das Ziel wurde klarer. Der Prozess des Dialogs und der Vertrauensbildung baute Unsicherheiten ab und der Umgang wurde entspannter.

Die **sprachlichen Probleme und Missverständnisse** sowie die Erfahrung der verschiedenen Lebensrealitäten brachten weitere Herausforderungen. Die „Senedepause“ einiger Teilnehmender in den Phasen zwischen den Workshops und die stellenweise fehlende Transparenz wurden im Verlauf des Prozesses als irritierend empfunden. Dies zeigte sich konkret an dem Konflikt zwischen der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche der Ukraine und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, der im Rahmen der Arbeit der Solidaritätsgruppe thematisiert wurde. Ihre Mitglieder, die zudem in der Konfliktsituation in der Ukraine eine informelle Unterstützung für die dortige Diakonie organisierten, versuchten zu vermitteln. Dieser Prozess erbrachte trotz der investierten Zeit und Kraft keine Ergebnisse.

**Damit große Träume wahr werden, muss man harte Nüsse knacken!** Um den Prozess voranzubringen, verpflichteten sich die Teilnehmenden dazu,

- nach Möglichkeiten zu suchen, wie Kirchenleitende, kirchliche Mitarbeitende, die Medien (sofern zutreffend) und andere beeinflusst werden können, damit sie das konviviale Konzept besser verstehen und es so in der jeweiligen Kirche und Gesellschaft beworben und umgesetzt werden kann.
- die Ergebnisse des Prozesses innerhalb der LWB-Familie, bei interdiac und darüber hinaus zu verbreiten, damit er seine Wirkung auf die Praxis sowie auf die weltweiten Probleme entfalten kann, die Rückwirkungen auf die Gemeinwesen an der Basis haben.
- soweit möglich beizutragen zur Beilegung des Konflikts zwischen der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche der Ukraine und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, der im Blick auf Vertrauen und Sicherheit Rückwirkungen auf die Gruppe hatte.

- persönlich und gemeinsam für und mit den Menschen die praktischen Schritte zur Verwirklichung von Konvivialität auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene zu unternehmen.

Die Mitglieder der Solidaritätsgruppe kamen überein, auf dem gemeinsamen Weg weiterzugehen, füreinander zu beten und die aktive Vision von Konvivenz in Europa und darüber hinaus lebendig zu erhalten. Der Prozess hat sich als inspirierender und ermutigender Appell erwiesen, vor Ort und weltweit Veränderung zu bewirken im Sinne der Konvivialität als innovatives diakonisches Konzept für die Praxis.

### C. Bachelorarbeit von Maria Vuoristo (geb. Kulju)<sup>3</sup>

Während der ersten Projektphase schrieb eine Teilnehmerin, Maria Vuoristo, ihre Bachelorarbeit. Sie stützte sich dabei auf ihre Teilnahme an dem Prozess sowie auf Interviews und Gespräche mit Mitgliedern der Solidaritätsgruppe. Der Bericht über die Ergebnisse ihrer Untersuchung wurde den Teilnehmenden bei ihrem Treffen in Rummelsberg bei Nürnberg vorgelegt und als Handreichung für die Halbzeit-Reflexion und die weitere Planung zur Verfügung gestellt. Ihre Ergebnisse im Blick auf das Schlüsselkonzept „Konvivialität“ sind im Folgenden zusammengefasst.

- Die Anwendung des konvivialen Konzepts wurde als wichtiger Teil des Prozesses bewertet. Die Definition des Konzepts und die Prüfung seiner Relevanz seien für die Kirchen von großer Bedeutung. Das konviviale Konzept wird im diakonischen Kontext erst in jüngerer Zeit wahrgenommen. In der Folge betrachten manche der Befragten die Übertragung in ihren na-

tionalen Kontext als wichtige Aufgabe. Zudem ist festzustellen, dass sich das Konzept weiterhin in der Entwicklung befindet.

- Viele der Befragten betonten, wie wichtig es ist, sich mit dem Thema Ressourcen auseinanderzusetzen, und dass auch „weniger bisweilen mehr sein kann“. Gerade auch neue



Maria Vuoristo; Foto: Solidaritätsgruppe

Erkenntnisse aus Kontexten, die über weniger Ressourcen verfügen, wurden von einigen Teilnehmenden als sehr hilfreich bewertet. Dieser Lernprozess lässt sich mit dem konvivialen Konzept in Verbindung bringen. Konvivialität im diakonischen Sinn wird als Ansatz verstanden, der die jeweilige Identität stärkt und das Miteinanderteilen von Ressourcen intensiviert, ohne Abhängigkeiten zu erzeugen. Dies zeigt sich daran, dass Diakonie für Kirchengemeinden eintritt, die gegenüber unterschiedlichen Menschen offen sind und sie gastfreundlich aufnehmen sowie Bereitschaft zum Miteinanderteilen zeigen, egal, ob die betreffenden Menschen anders sind. Auf dieser Grundlage ließe sich auch die Frage

nach dem Umgang mit Ressourcen neu stellen.

- Konvivialität fördert das solidarische Zusammenleben, das Miteinanderteilen von Ressourcen sowie das gemeinsame Eintreten für Menschenwürde und nachhaltige Gemeinschaften. Ein Teilnehmer ergänzte treffend: Gemeinden sollten sich lieber auf die Kraft der Beziehungen als auf Geld verlassen. Eine solche solidarische Haltung ist gelebte Konvivialität.
- Zusammenfassend haben mehrere Befragte festgestellt, dass die Anwendung und Entwicklung des Konzeptes Konvivenz wichtig ist. Sie hätten neue Einsichten über das Ehrenamt sowie die Zusammenarbeit zwischen Ehren- und Hauptamtlichen, über die Beteiligung von mehr Menschen an der Diakonie, über Gastfreundschaft, Motivation und Spiritualität gewonnen. Dies empfanden sie für ihren eigenen Kontext als sehr nützlich. So gehe es bei Konvivenz um die Förderung des Miteinanders zwischen Menschen und das Bewusstsein für ihre Interdependenz. Die Zusammenarbeit von Haupt-, Ehrenamtlichen und Gemeinden ist mit der Bereitschaft verknüpft, mehr Menschen in die diakonische Arbeit einzubinden. Das Miteinander von Ehrenamtlichen, Fachleuten und Hilfeberechtigten und das Engagement von mehr Menschen in der Diakonie lassen sich aus dem konvivialen Konzept ableiten.

Zum Prozess heißt es in der Bachelorarbeit:

- Ein Prozess, der Menschen unterschiedlichen Hintergrunds zusammenführt, fördert das partizipative Lernen und insbesondere das Lernen von den Erfahrungen und Ansichten anderer Menschen. Die im Prozess formulierten Ziele, wie partizipatives Lernen und das Lernen von den Erfahrungen der

<sup>3</sup> Die vollständige Bachelorarbeit kann unter der folgenden Webadresse eingesehen werden: <https://www.theseus.fi/handle/10024/82328> (23.07.2019)



Anderen, stimmen relativ stark mit den Erfahrungen der Befragten überein.

Zu den Ergebnissen des Prozesses stellt die Arbeit fest:

- Obwohl der Prozess der Konvivialität von den Teilnehmenden als hilfreich erlebt wurde, scheint es jedoch schwer vorstellbar, dass sich konkrete

Ergebnisse des Prozesses in einer großen Organisation realisieren lassen. Deshalb wäre zu empfehlen, dass eine zukünftige Phase des Projektes sich mit Strategien zur Umsetzung der Prozessergebnisse auch in größeren Organisationen befassen sollte.

Schließlich ergab die Untersuchung hinsichtlich der Organisation eines solchen partizipativen Prozesses, dass die aufzu-

wendende Zeit zwischen den Seminaren und Workshops und hinsichtlich der Erstellung der Materialien für die Publikationen klarer kommuniziert werden muss. Ähnliches gilt für die generellen Erwartungen, damit die Teilnehmenden entsprechend viel Zeit für die Arbeit an dem Prozess freihalten können.



Foto: Solidaritätsgruppe



## Teil 2

# Hintergrunddokumente (1-4) zum Workshop der Solidaritätsgruppe in Tallinn/Estland

### 1. Konvivenz: Ein Grundwert der Diakonie

Dr. Ulla Siirto, Diakoniewissenschaftlerin

#### Einleitung

Menschen sind für Geld nicht zu haben: So lautet eines der drei Schlüsselthemen zum 500. Reformationsjubiläum. Die Globalisierung und das Prinzip der Profitmaximierung stellen Herausforderungen dar, auf die die weltweite lutherische Kirche eine Antwort sucht.

Die Erfahrung zeigt, dass anscheinend tatsächlich alles – einschließlich des Menschen – für Geld zu haben ist. Was können wir als Protestant\*innen gegen diese brutale Wirklichkeit tun? Die lutherische Kirche war von Anfang an eine „protestantische“ Kirche, also eine Kirche, die sich nicht mit der anscheinend „gegebenen Ordnung“ der Welt abfindet, wie sie von den Vertreter\*innen der jeweiligen Ordnung entweder verbal oder – wenn das nicht ausreicht – mit Gewalt verteidigt wird.

„Protestantisch“ bedeutet nicht „oppositionell“. Das Wort leitet sich von dem lateinischen „protestare“ ab, das „für etwas oder für jemanden Zeugnis ablegen“ bedeutet. Das Neue Testament ist das Zeugnis von Gottes Liebe für die Menschen, die sich in Jesu Christi Worten und Taten kundgibt. Christi Handeln ist in großem Maße von Barmherzigkeit geprägt. Sein ganzes Dasein kann als kenosis verstanden werden – Christus steigt vom Himmel herab, um in seiner Barmherzigkeit

an der irdischen Existenz der Menschen teilzuhaben. Er wird ein Mensch, mit allem, was dies mit sich bringt (Philippbrief 2). In seiner Auferstehung bevollmächtigt er Menschen zu einem neuen Leben und zu erneuerten Beziehungen mit ihren Nächsten.

„Konvivenz“ ist ein diakonisches Konzept, das diese erneuerte, christliche, evangelische Lebensweise bezeichnet. Im Folgenden werde ich einige Aspekte der Konvivenz, so wie sie in der heutigen diakonischen und sozialwissenschaftlichen Forschung verstanden wird, darstellen.

#### Die Entwicklung von Diakonie vor dem Hintergrund unterschiedlicher Lebenswirklichkeiten

In der Diakonie Tätige aus ganz Europa nehmen an den Vorbereitungen für das 500-jährige Reformationsjubiläum teil. Als Teil eines vom Lutherischen Weltbund unterstützten partizipatorischen Prozesses hat eine Gruppe von in der Diakonie tätigen Personen, die „Solidaritätsgruppe“, gemeinsame Überlegungen zur diakonischen Arbeit im Kontext eines sich verändernden Europas unter dem Titel „Konvivenz schaffen – Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa“ veröffentlicht (Addy T., 2014).

Erstmals trat die Gruppe 2011 in Järvenpää (Finnland) zusammen. Ein weiteres Treffen folgte 2013 in Odessa (Ukraine). Die erste Phase dieses Prozesses wurde schließlich 2014 in Nürnberg



Dr. Ulla Siirto; Foto: Solidaritätsgruppe

(Deutschland) mit dem Bericht „Seeking Conviviality“ abgeschlossen. Die Solidaritätsgruppe organisierte darüber hinaus 2012 in Ostrava (Tschechische Republik) einen Thementag Diakonie für Leitungsverantwortliche europäischer lutherischer Kirchen.

In einer Bestandsaufnahme des nach 1989 veränderten europäischen Kontexts stellte die Solidaritätsgruppe fest, dass sich die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Veränderungen zunehmend globalisierten und daher in unterschiedlicher Weise alle europäischen Länder betreffen. Diese Entwicklungen trieben z.B. einige Länder an den Rand des Staatsbankrotts, lösten neue Migrationsbewegungen aus und führten

zu einem steigenden Ungleichgewicht der Einkommen. Die lokalen Gemeinwesen veränderten sich. Viele Wohnviertel sind für Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft zur neuen Heimat geworden.

Berichte aus verschiedenen Arbeitsumfeldern, Hintergrundinformationen und eigene Recherchen ermöglichten der Solidaritätsgruppe eine Einschätzung der sich verändernden Lage in Europa und regten die Gruppe an, ihre Aufgabe aus verschiedenen Perspektiven anzugehen. Zunächst widmete sich die Gruppe den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen und Krisen, die das Alltagsleben der Menschen am stärksten beeinflussen. Die Gruppe musste konstatieren, dass die junge und die alte Generation den höchsten Preis für die Veränderungen zahlen müssen. Weiterhin wurden der Einfluss der weltweiten Migrationsbewegungen und die extrem schlechten Lebensbedingungen vieler Menschen untersucht. Es gibt eine wachsende Zahl von Menschen, die aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden und auf diese Weise eine „verborgene“ Existenz führen, abgeschnitten von der übrigen Mehrheitsgesellschaft und den soziale Unterstützung gewährenden Organisationen.

Im Anschluss an die gründliche Analyse verschiedener Kontexte formulierte die Solidaritätsgruppe vier grundlegende Themenkomplexe: Berufung, Gerechtigkeit, Menschenwürde und Konvivenz, in deren Licht sie Diakonie in einer sich wandelnden Gesellschaft und in unterschiedlichen Gemeinschaften in den Blick nahm. Die ersten drei Themen werden sehr oft mit Diakonie in Verbindung gebracht, während das letztere eine neue Perspektive auf die Diakonie eröffnet.

Mit „Konvivenz“, einem von Theo Sundermeier in die Missionstheologie eingebrachten Begriff, geben wir den englischen Terminus „conviviality“ wieder, den Ivan Illich in seinem Buch „Tools for Conviviality“ (Illich I., 1973) eingeführt hat. (Der spanische Begriff „convivencia“ hat dieselbe Bedeutung.) Bei Illich bezeichnet der Begriff die autonome und kreative

Kommunikation zwischen Menschen und zwischen Menschen und ihrer Umwelt. Die Solidaritätsgruppe entwickelte das Konzept der Konvivenz weiter und definierte es als die Kunst und Praxis des Zusammenlebens in Solidarität. Die Kunst und Praxis des Zusammenlebens hat sich zu einer neuen Herausforderung entwickelt, insbesondere angesichts der Existenz zunehmend unterschiedlicher Gemeinschaften.

## Von der Gastfreundschaft zur Konvivenz

In der Diskussion über Fremde und Einwanderung hat man wiederholt auf das Konzept der Gastfreundschaft zurückgegriffen. Wir können dieses Konzept auch ganz allgemein auf Beziehungen zu „anderen“ Menschen, also zu Menschen, die uns fremd oder anders sind als wir, anwenden. Im Zusammenhang mit der Frage der Migration ist aber das Verhältnis der Konzepte „Gastfreundschaft“ und „Konvivenz“ zueinander von besonderem Interesse. Gastfreundschaft spielt in der Bibel eine große Rolle: Gäste bzw. Fremde sollen gar besser behandelt werden als die eigene Familie oder Gruppe (vgl. z.B. Genesis 18-19; Hebräerbrief 13,2). Sie ist sozusagen ein Basiskonzept für den Umgang mit anderen Menschen.

Der Philosoph Jacques Derrida, der selbst ein Einwanderer war, hat sich in seinem 1997 erschienenen Buch „De l'hospitalité“ mit dieser Thematik auseinandergesetzt (Derrida J., 1997). Er weist darauf hin, dass Gäste, wenn sie erst einmal soweit integriert sind, dass sie sich der Bevölkerung angeglichen haben, gar keine Gäste mehr sind. Folglich bedarf es keiner Gastfreundschaft mehr. Andererseits verschwindet die Gastfreundschaft ebenfalls dort, wo die einheimische Bevölkerung den Neuankömmlingen keinerlei Bedingungen stellt und ihnen erlaubt, ihr Leben zu leben, wie immer sie es wollen. Für Derrida ist das Konzept der Gastfreundschaft daher problematisch.

Das Konzept der Gastfreundschaft hat noch einen weiteren problematischen Aspekt. Es setzt voraus, dass der Gast ein bloßer Besucher ist und eines Tages wieder weggehen wird. Was aber, wenn der Gast gekommen ist, um zu bleiben? Wird er dann nicht zum gleichberechtigten Mitbürger? Ist in diesem Fall der Begriff der Gastfreundschaft noch das gültige Konzept?

Anstelle der Gastfreundschaft geht das Konzept der Konvivenz davon aus, dass auf die eine oder andere Weise alle Gemeinschaften unterschiedlich sind und alle in einem Gebiet Ansässigen die Kunst und Praxis des Zusammenlebens lernen und gegenseitige Unterschiede respektieren müssen. In einer konvivialen Gesellschaft tolerieren die Menschen die Unterschiede nicht nur, sondern akzeptieren sie und empfinden gegenseitigen Respekt. Dabei ermöglicht ein alltägliches Miteinander das Lernen voneinander. Indem wir unsere Identität anderen Identitäten aussetzen, können wir mit denen gegenseitige Beziehungen aufbauen, die sich von uns unterscheiden (Sundermeier T., 1995).

Eine Reihe von Untersuchungen hat gezeigt, dass Menschen am liebsten mit anderen Menschen zusammen sind, die ihnen gleichen. Das wird sichtbar in der gegenseitigen Abgrenzung von Nachbarschaften, der Art wie sich Freundschaften bilden und wie Freizeit gestaltet wird. Die Kunst des Zusammenlebens jedoch erfordert einen bewussten Lernprozess. Die Mitglieder einer Gemeinschaft müssen die Grenzen überwinden, die sie zwischen unterschiedlichen Menschen und Weltanschauungen errichtet haben. Das bedeutet sehr oft, dass man den eigenen Wohlfühlbereich verlassen muss.

Auch die Auffassung, dass manche Menschen zu verschieden sind, um zusammenleben zu können, muss in Frage gestellt werden. In einer sich rasch wandelnden Gesellschaft ist die Kunst und Praxis des Zusammenlebens eine Notwendigkeit. Die Menschen können nicht weiterhin Barrieren errichten; sie führen in die Katastrophe. Die Fähigkeit zur Konvivenz ist Teil des Wesens eines jeden Menschen.



Foto: Solidaritätsgruppe

Die Menschen sind in ihrer ganzen Vielfalt nach dem Bilde Gottes geschaffen worden und haben Anteil an Gottes schöpferischem Werk, indem sie einander kennenlernen und gemeinsam handeln. Die Kunst und Praxis des Zusammenlebens setzt jedoch Neugier und die Bereitschaft voraus, voneinander und miteinander zu lernen. Untersuchungen haben gezeigt, dass Menschen, die in ihren Nachbarschaften Seite an Seite mit anderen leben, in der Regel einen toleranten Umgang miteinander pflegen, und dass es in Gemeinwesen, die solche Erfahrungen nicht ermöglichen, hingegen oft an Toleranz fehlt. Dies deutet darauf hin, dass Konvivialität im Laufe der Zeit erlernt wird.

## Konvivialität: Solidarisches Zusammenleben

Das Wort „Solidarität“ fügt dem konvivialen Konzept eine zusätzliche

Perspektive hinzu. Solidarität bedeutet Miteinanderteilen und Verzicht auf Selbstbezogenheit. Das hat allerdings nichts mit Wohltätigkeit zu tun, die sehr leicht eine Dimension von Kontrolle annehmen kann, bei der Helfende über den Empfangenden zu stehen meinen. Zur Solidarität gehört die gemeinsame Anstrengung, gemeinsam bessere Voraussetzungen für das Zusammenleben zu schaffen und im weiteren Sinne eine bessere Welt. Solidarität bedeutet gleichberechtigte, gemeinsame Aktivitäten für das Gemeinwohl zu entwickeln, wobei jede und jeder die eigenen Beweggründe und Hoffnungen und die der anderen besser zu verstehen sucht. Solche gemeinsamen Prozesse können zum Aufbau von Gemeinschaft beitragen und das Bewusstsein für aktuelle Belange des Gemeinwesens schärfen.

In seinem Vortrag „Why can't we live together?“<sup>4</sup> unterscheidet Professor Miles Hewstone, der in Konfliktgebieten geforscht hat, zwischen den Möglichkeiten von einfachen Begegnung einerseits und sinnstiftenden Begegnungen andererseits. Seiner Ansicht nach schaffen Möglichkeiten der Begegnung ein Zusammengehörigkeitsgefühl nicht von selbst. Vielmehr sind es die sinnstiftenden Begegnungen, auf die es ankommt. Sie schaffen Empathie und verhindern das Entstehen von Vorurteilen. Schon eine Person, die eine „andere“ Person kennt, wird zu einem größeren Verständnis und zu größerer Akzeptanz gegenüber allen beitragen, die „anders“ sind.

Paul Gilroy seinerseits kommt in seinem Werk „After Empire“ (Gilroy P., 2004) und seinem Referat „Colonial Melancholia and Convivial Cultures“ (Gilroy P., 2006) und in seinem Vortrag ‚Colonial Crimes and Convivial Culture‘ anlässlich der Ausstellung ‚Rethinking Nordic Colonialism‘ zu dem Schluss, dass das konviviale Konzept einen neuen Aspekt in die Diskussion zum Thema Vielfalt/Diversity einführt. Er sieht Konvivialität als Ergebnis lebendiger, interaktiver Prozesse. Seiner Ansicht nach könnten viele Probleme durch wechselseitige Begegnungen gelöst werden, die dazu beitragen, ein Gefühl der „Gleichheit“ entstehen zu lassen. Wenn Menschen durch ein gemeinsames Anliegen und gemeinsame Interessen vereint sind, können sie bestehende Differenzen überwinden. Man kann erkennen, wie sich solche gemeinsamen Anliegen in lokalen Gemeinwesen entwickeln, etwa, wenn Menschen anfangen, sich gemeinsam für eine Verbesserung ihrer Lage einzusetzen und zu kämpfen.

Daneben ist es wichtig festzuhalten, dass Konvivenz auch mit der Atmosphäre und den Gefühlen zwischen den Menschen zu tun hat. Aus dem Austausch und dem wechselseitigen Lernen ergeben sich

<sup>4</sup> <https://www.youtube.com/watch?v=Zun-C2u7pUd4> (21.07.2019).



unweigerlich auch Anlässe im Gemeinwesen gemeinsam zu feiern (Wise A., 2005).

## Konvivenz in der Diakonie

Wenn Gesellschaften sich verändern, dann stehen die Kirchen vor neuen Herausforderungen. Die sozialen Probleme werden aufgrund dieser Veränderungen vielschichtiger und drängender. Die diakonische Arbeit (und die weiteren Arbeitsbereiche der Kirche) müssen offen sein für die sozialen Realitäten, d.h. Armut und Marginalisierung betreffen viele Menschen und mitunter ganze Gebiete und Regionen. Die Mitglieder der Kirchen sollten als Gemeinden in der Mitte der Gesellschaft leben und sich mit anderen zusammen für gesellschaftliche Veränderungen einsetzen.

Veränderung kann in einer diakonischen Kirche beginnen, die Brücken zu und zwischen Menschen baut inmitten von lokalen Gemeinwesen, die von Vielfalt geprägt sind, und inmitten von Menschen in sehr unterschiedlichen Lebenssituationen. Eine diakonische Kirche schafft Raum für Lernprozesse. Sie kann Erwerbslose in den Aufbau von Gemeinschaft einbeziehen und sie in die ehrenamtliche Gemeindegarbeit einbinden. Die diakonische Kirche wird getragen von Motivation, Präsenz und Teilnahme, die aus Erfahrungen, zwischenmenschlichen Beziehungen und aus dem Glauben erwachsen.

Die Solidaritätsgruppe kam zu dem Schluss, dass in der Diakonie Reflexion und Handeln auf den vier oben genannten Themen fußen sollten: Berufung, Gerechtigkeit, Menschenwürde und Konvivenz. Die Berufung erfolgt einerseits durch Gott und andererseits durch die Leidenden selbst. Die Fähigkeit, andere Menschen und unterschiedliche Realitäten wahrzunehmen, erfordert eine Achtsamkeit, die es ermöglicht, mit unterschiedlichen Menschen vor Ort zusammenzuarbeiten, um Verän-

derungen zu bewirken. Solidarisches Zusammenleben gründet auf respektvoller Interaktion und Gegenseitigkeit.

In der diakonischen Arbeit begegnen haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende vielen Menschen, die den Preis für die herrschende soziale Ungerechtigkeit zahlen. Die Verwirklichung von Gleichheit und Gerech-



Foto: Solidaritätsgruppe

tigkeit gehört damit zu den Zielen der Diakonie. Daher ist es wichtig, dass in der Diakonie Menschen in Not nicht ausgeschlossen werden und die Mitarbeitenden darauf achten, ihre Macht in Beziehungen und bei Entscheidungen nicht zu missbrauchen. Diakonischen Werten folgen heißt, sich für ein würdevolles Leben einzusetzen, für Beziehungen und Strukturen, in denen die grundlegenden Menschenrechte zur Geltung kommen. Diakonische Praxis äußert ihren Widerspruch zur Konsumgesellschaft und der vom Kapital beherrschten Wirtschaft, indem sie ihre Werte praktisch lebt und alternative Wege der Bedarfsdeckung und Bedürfnisbefriedigung fördert. Sie steht immer auf der Seite der am meisten Verletzlichen. Damit zeigt Diakonie in aller Deutlichkeit, dass kein Mensch für Geld zu haben ist.

## Auf dem Weg zum 500-jährigen Reformationsjubiläum

Der Ausgangspunkt zur Reform der Gemeinwesendiakonie ist die konkrete Situation der Menschen vor Ort. Damit wird deutlich, dass eine diakonische Berufung auf dem Leben der Ortskirche im Gemeinwesen gründet. Die durch den

Prozess „Auf der Suche nach Konvivenz“ entwickelten Konzepte diakonischer Aktivitäten, die gemeinsam mit allen Betroffenen durchgeführt werden, können Gemeinwesen hervorbringen, die auch diejenigen integrieren, die bisher in unterschiedlicher Weise ausgeschlossen sind.

Die Kunst und Praxis des solidarischen Zusammenlebens bildet die Grundlage für eine diakonische Gemeinde und die lokale diakonische Praxis, in der unterschiedliche Menschen gleich viel gelten. Das Eintreten für Gerechtigkeit findet den nötigen Rückhalt in einer diakonischen Gemeinschaft, wenn sie als Ganze dasselbe Ziel verfolgt. Die Menschen sind in all ihrer Vielfalt nach dem Bilde Gottes geschaffen und begegnen uns daher in einer von Gott gegebenen Würde. Darüber hinaus ermutigt uns Christus, der im Sinne der „Kenose“ Mensch geworden ist, selbst ganz menschlich zu werden und gegen

die Kommerzialisierung unserer Mitmenschlichen Stellung zu beziehen. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!“ (Galaterbrief 5,1). Darum sind alle Menschen wertvoll. Die Neugestaltung der Diakonie erfordert die Unterstützung örtlicher Aktionen. Es ist wichtig, dass den Menschen die nötigen Kompetenzen vermittelt werden, damit sie in neuen Kontexten handeln und zukünftig für sich selbst eintreten können.

Der Prozess der Neugestaltung der Diakonie dauert an und befindet sich in einer Linie mit dem Hauptthema des Reformationsjubiläums: „Befreit durch Gottes Gnade“. Das Konzept der Konvivialität beschreibt einen wesentlichen Aspekt dieser Befreiung. Die europäische Solidaritätsgruppe hat sich aktuell in drei Untergruppen aufgeteilt, um die Arbeit zu den Unterthemen des Reformationsjubilä-

ums „Erlösung“, „Menschen“, „Schöpfung“ fortzuführen. Damit soll deutlich gemacht werden, dass „Erlösung“, „Menschen“ und „Schöpfung“ unverkäuflich und für Geld nicht zu haben sind. Eine dieser thematischen Gruppen bedenkt konkrete Schritte im Blick auf Konvivenz, eine andere untersucht Fragen einer konvivialen Wirtschaft und eine dritte arbeitet zum Thema einer Theologie der Konvivenz, die getragen wird durch die Menschwerdung Christi und die Befreiung, die er den Menschen dadurch gebracht hat. In der verbleibenden Zeit bis zum Reformationsjubiläum wird die Solidaritätsgruppe ihre Arbeit auf diese drei konkreten Bereiche konzentrieren, um auf diese Weise die diakonischen Aktivitäten der Mitgliedskirchen im Lutherischen Weltbund zu fördern.

Abschließend möchte die Solidaritätsgruppe die folgende Frage mit auf den Weg geben: Wo sehen Sie Ihren

Platz bei der weiteren Stärkung der diakonischen Berufung durch die Vertiefung einer diakonischen Kultur vor Ort und die Schaffung eines für Vielfalt und für die Weiterentwicklung von Konvivialität offenen Gemeinwesens?

### Zur vertieften Diskussion und Reflexion:

- ✓ Was bedeutet Konvivialität in Ihrem lokalen Kontext und was können Sie gemeinsam mit anderen zu ihrer Stärkung tun?
- ✓ Welche Probleme könnten in Ihrem Kontext die Konvivialität gefährden?
- ✓ Inwiefern bereichert das Konzept der Konvivenz Theologie und Spiritualität?



Foto: Solidaritätsgruppe

## 2. Theologie der Konvivenz

### Reflexionen zur erzwungenen Migration

Notizen von einem Beitrag im Rahmen des Workshops in Tallinn

Tony Addy, Pfarrer

#### Einführung

Der Workshop in Tallinn fiel in die Zeit, als eine große Zahl Asylsuchende aus Konflikt- und Kriegsregionen im Nahen und Mittleren Osten nach Europa kamen. Viele Mitglieder der Solidaritätsgruppe waren im Rahmen ihres diakonischen Engagements an der Bewältigung dieser Krise beteiligt. Im Rahmen des Workshops tauschten wir uns über unsere Erfahrungen in diesem Zusammenhang aus und reflektierten die Situation, da diese aufs Engste mit dem Thema Konvivialität verbunden ist. Zum Zeitpunkt des Workshops waren Kirchen und zivilgesellschaftliche Organisationen an vorderster Stelle an der Aufnahme der Menschen beteiligt, die den gefährlichen Weg aus dem Mittelmeerraum und aus Nordafrika bewältigt hatten. Gleichzeitig bewegten sich die staatlichen Reaktionen im Spektrum zwischen Offenheit und gastfreundlicher Aufnahme auf der einen und Feindseligkeit sowie dem Bau von Zäunen auf der anderen Seite. In manchen Ländern wurden zudem in beunruhigendem Maß nationalistische und rassistische politische Kampagnen gegen Asylsuchende und Geflüchtete geführt. In der Solidaritätsgruppe wurden unsere Erfahrungen beim Engagement für die Aufnahme der Entwurzelten auch theologisch diskutiert. Hierzu folgt eine Reflexion von Tony Addy.

#### Basis für einen theologischen Ansatz

Am Anfang unserer Reflexion bekräftigen wir, dass jeder Mensch ein Ebenbild Gottes ist und daher über unveräußerliche Würde verfügt und einen Anspruch auf ein Leben in Würde hat. Begründet ist diese Überzeugung



Tony Addy; Foto: Solidaritätsgruppe

in der ersten Schöpfungserzählung, die betont, dass alle Menschen zum Bilde Gottes geschaffen sind (Genesis 1,27), und in der uns vom Evangelium verheißenen Fülle des Lebens für alle. Auf säkularer Ebene spiegelt sich dieses Verständnis in Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“ Die Erklärung verwendet dem Kontext ihrer Entstehung entsprechende, zeitgebundene Formulierungen, sie ist jedoch geschlechtsneutral zu lesen. In der Tat findet sich diese Grundhaltung in vielen Religionen.

#### Drei Ansatzpunkte für die Reflexion über „die Anderen“

Nach unserer Erfahrung zeigen sich im Blick auf die unterschiedlichen Meinungen zur Entstehung der vielfältigen, multikulturellen Kontexte in Europa dreierlei Gegensätze. Sie prägen das Denken und die Praxis und vor allem politische und gesellschaftliche Bewegungen. Wir müssen klären, wie wir mit ihnen in unseren Beziehungen, unserer Praxis und der politischen Entscheidungsfindung umgehen. Die ersten beiden Gegensätze verstärken sich gegenseitig:

In der Diskussion über die Aufnahme von Asylsuchenden und über das Vorhan-

densein einer muslimischen Minderheit in Europa **begegnet uns oft die Vorstellung, es gebe unüberwindbare Unterschiede zwischen „uns“ (wie auch immer dies zu definieren ist) und „den Anderen“**. Dies ist die These des Zivilisationskonflikts, wie sie Samuel Huntington in seinem Buch „Kampf der Kulturen“ vertritt. Diese Position wurde viel diskutiert, und die These bildet das Fundament der Vorstellung, Europa sei ein christlicher Kontinent und es gebe unüberbrückbare Unterschiede zwischen dem Christentum und (insbesondere) dem Islam sowie möglicherweise auch zwischen dem christlichen Europa und Weltregionen mit anderen Mehrheitsreligionen. Viele der sogenannten „populistischen“ Parteien in Europa vertreten diese Theorie.

Die ihr entgegengesetzte Sicht lautet, dass wir „alle Menschen sind“ und dass uns mehr eint als uns trennt. Tatsächlich stehen wir alle in (Wechsel-)Beziehung zueinander. In der Solidaritätsgruppe wurde diese Wahrnehmung verstärkt durch den Gedanken der Konvivenz, der voraussetzt, dass wir uns die Kunst und Praxis des Zusammenlebens erarbeiten. Wir sind nicht aufgerufen, einfach zu behaupten, alle seien gleich, sondern die Unterschiede wahrzunehmen und mithilfe offener, transparenter Prozesse Möglichkeiten zu eröffnen, wie menschliches Zusammenleben funktionieren kann. Wenn wir nämlich diese Frage durch die Brille der Konvivenz betrachten, erkennen wir, dass



Islam und Christentum in ihrer Geschichte vieles kreativ voneinander übernommen haben und dass beide Religionen viele Ideen und Ideale teilen. Man kann durchaus sagen, dass manche Auffassungen des Islam exkludierende Aspekte haben, aber das trifft ebenso auf andere Religionen einschließlich des Christentums zu.

**Ein zweiter Problemkreis bezieht sich auf die Idee einer gemeinsamen Kultur, die häufig einen territorialen Bezug hat.** Diese Vorstellung lag den Nationalbewegungen zugrunde und hat vielfach die Vorstellung geprägt, dass jede Nation eine eigene gemeinsame, historisch gewachsene Kultur hat, die sich von anderen Kulturen, selbst solchen in der gleichen Region, unterscheidet. In der Praxis fällt es jedoch schwer, aus Erklärungen etwa über die britische Kultur oder jede andere Nationalkultur diese inhaltlichen Eigenarten herauszulesen. So sind doch die europäischen Nationalstaaten recht neue „Erfindungen“, wo sogar innerhalb des einzelnen Staates erst eine gemeinsame Sprache durchgesetzt werden musste. Gegen diesen Prozess gibt es in manchen Ländern bis heute Widerstände. Die Vorstellung von einer gemeinsamen Kultur „funktioniert“ also noch nicht einmal auf der Ebene des Nationalstaats. Das können wir an vielen Beispielen erkennen, wo Menschen darum kämpfen, ihre örtlichen Eigenarten zu bewahren. Europa hat Phasen erlebt, in denen totalitäre Regimes versuchten, eine gemeinsame Kultur aufzuzwingen. Ethnische Säuberungen, Entwurzelung bis hin zu Völkermord waren die Folge. Auf einer weiteren Ebene dieser Debatte wird auch von einer christlich geprägten „gemeinsa-

men europäischen Kultur“ gesprochen. Hier wird impliziert, dass es nicht um eine nationale, sondern um eine europäische Identität geht, die Teil des „christlichen Westens“ ist.

Die Idee einer solchen gemeinsamen Kultur in einem bestimmten geografischen Raum ist höchst verlockend angesichts des rasanten Wandels und der Unsicherheit in unserer Zeit. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie argumentativ in Beziehung zu den Migrationsbewegungen gesetzt wird. Allzu häufig erwächst hieraus jedoch eine totalitäre Ausgrenzungspolitik oder zumindest die Legitimierung dafür, die „andersartig Anderen“ auszuschließen. Der Idee der Ausgrenzung auf der Grundlage einer angeblich gemeinsamen, geografisch definierten Kultur steht die Idee des universalen Anspruchs der Menschenrechte entgegen und die Konsequenz daraus, dass nämlich alle Menschen, ungeachtet ihrer Herkunft und Unterschiede, gleich behandelt werden sollten. Nuanciert wurde dies in der Formulierung artikuliert „unterschiedlich aber gleichberechtigt“. Haben die Menschen, die auf einem bestimmten Staatsgebiet leben, einen dauerhaften Aufenthalt, sollten sie dieselben Rechte genießen wie jeder Staatsbürger. Das von Hannah Arendt entwickelte Grundkonzept erfordert anzuerkennen, dass alle Menschen ein Recht darauf haben, Rechte zu haben. Hat eine Person nicht das Recht, Rechte zu haben, bedeutet das, dass diese Person aus jeder Gesellschaft, die ihr diese Rechte verweigert, ausgeschlossen werden kann. Ihr wird folglich ihr Recht auf Meinungsfreiheit, geistige Freiheit, Handlungsfreiheit sowie auf rechtsstaatliche Verfahren vorenthalten.

In einer solchen Situation sind Menschen bedroht von Übergriffen bis hin zu Folter und standrechtlicher Hinrichtung. Dies ist in Europa der Fall, wenn Menschen im Eilverfahren in politische Verhältnisse abgeschoben werden, in denen Grausamkeit und Unmenschlichkeit an der Tagesordnung sind. Es gibt zunehmend mehr Hinweise, dass diese Abgeschobenen und Asylsuchenden dort unmenschlicher Behandlung und Erniedrigung ausgesetzt sind und ihnen ihre Grundrechte vorenthalten werden. Wenn immer mehr staatenlose Menschen auf der Straße leben, deutet dies darauf hin, dass das Recht auf Rechte selbst in den sogenannten Kernstaaten der Europäischen Union nicht anerkannt wird.

Bei unserem dritten Punkt geht es um etwas anderes. In modernen liberalen Gesellschaften heißt es, Menschen, die anders sind, müsse mit Toleranz begegnet werden, und das ist positiv. Es ist wichtig, Toleranz gegenüber Angehörigen unterschiedlicher Kulturen zu üben, denn diese Kulturen werden auch neue wertvolle Elemente in die „gesellschaftliche Mitte“ einbringen und sicher die eine oder andere Schwachstelle aufdecken. Aber solche „Toleranzrechte“ („*rights of toleration*“), wie Richard Sennett sie bezeichnet, reichen nicht aus. Die tägliche Erfahrung von Menschen, die „anders“ sind und in einer Gesellschaft leben, in der das Anderssein toleriert wird, zeigt, dass dies langfristig keine Garantie dafür ist, dass ihre Rechte tatsächlich gewahrt werden. In vielen europäischen Städten leben unterschiedliche Gruppen in gewissem Maß ohne Berührungspunkte nebeneinanderher. Manchmal wird dies aus politischen Gründen überbetont, aber tatsächlich gehört etwa zu einer Kirchengemeinde in der Stadt, in der ich lebe, eine recht große Gruppe afrokaribischer Gläubiger, aber zwischen ihnen und dem herkömmlichen Teil der Gemeinde gibt es keine wirklich gelebten Verbindungen. Toleranz gibt es viel, aber eine (verborgene) Grenze bleibt bestehen. Sehr deutlich zeigt sich dies in der historischen Segregation von Romafamilien in Städten der postkommunistischen Länder sowie an den verschiedenen se-



Foto: Solidaritätsgruppe



Foto: Solidaritätsgruppe

gregierten Stadtteilen in Europa – Orten, an denen die unterschiedlichen Anderen geduldet wurden. Das Problem liegt darin, dass solche Räume nicht nur zu Orten der Identifikation, sondern allzu leicht auch zu Räumen der Repression werden.

In unserer Diskussion konzentrieren wir uns deshalb auf die Frage der Rechte in der Zivilgesellschaft – Religionsfreiheit, die Freiheit, die eigene Kultur und gemeinschaftliche Praxis zu leben, insofern sie sich nicht über das geltende Recht des jeweiligen Landes stellt. In diesem Sinn sollte man die Menschenrechte auch als Rechte begreifen, eine soziale, kulturelle und religiöse Praxis auszuüben. Diese Rechte sind auch Grundrechte, aber sie unterscheiden sich von jenen Rechten, die von allgemeingültigen Positionen abgeleitet sind, wie sie, so könnte man sagen, auch den klassischen Menschenrechten zugrunde liegen. Das Recht auf die eigene Religion und Kultur ließe sich als „Toleranzrecht“ interpretieren, aber **„Toleranzrechte“ müssen abgeleitet sein von Grundrechten, die auf dem Fundament der Menschenwürde**

**aufbauen. Sie müssen die Gegenwart einer großen Vielfalt von „andersartig Anderen“ legitimieren und sie als gleichberechtigte Mitglieder bzw. Bürgerinnen und Bürger des Staates einbinden, mit allen Konsequenzen, die sich hieraus ergeben.**

Wenn wir die dargestellten Fragen aus der Perspektive der Konvivenz betrachten, sollten wir zusammenfassend unser gemeinsames Menschsein und die Würde aller Menschen bekräftigen. Hieraus ergibt sich, dass wir gleichzeitig auch alle Versuche zurückweisen, einen Raum zu schaffen, der nur Menschen offensteht, die dieselbe (konstruierte) Identität vorweisen können. Daraus wiederum erwächst zum Beispiel die Ablehnung einer jeden populistisch-nationalistischen Politik und stattdessen das Eintreten für den Schutz der Grundrechte aller Menschen. Die Toleranz gegenüber kulturellen und religiösen Rechten muss zudem eingebettet sein in eine Politik, die Vielfalt legitimiert, sensibel mit ihr umgeht und auf Inklusion hinarbeitet. Die Reflexion über unsere diakonische Arbeit hat uns zu der Erkenntnis geführt, dass wir einer-

seits der Vielfalt mit Respekt begegnen müssen, andererseits aber auch dafür zu sorgen haben, dass Kommunikation bzw. Beziehungen zwischen den verschiedenen Gruppen hergestellt werden. Dieser Bereich der sozialen Praxis wird in der Arbeit der Mitglieder der Solidaritätsgruppe vielfältig konkretisiert. Aber es zeigt sich auch, dass hier eine Weiterführung in die politische Dimension hinein notwendig ist, sodass **die entsprechenden Rechte durch die politischen Strukturen verankert und gewährleistet werden.** Das Thema ist derzeit sehr umstritten, denn das Recht, Rechte zu haben, wird in Europa wie auf anderen Kontinenten zuweilen infrage gestellt.

## Verortung und Ortsverlust

Nun möchte ich auf die Bedeutung dessen zu sprechen kommen, was es in der Arbeit mit entwurzelten Menschen heißt, einen Platz für sie zu finden, an dem sie bleiben können. In gewissem Maß ist das auch relevant für Migrierende,

die ihre Heimat vielleicht unter Zwang verlassen mussten. Die Bedeutung, im Zusammenhang mit der eigenen Identität seinen Platz zu finden, variiert für unterschiedliche Menschen stark – dies konnten wir auch innerhalb der Solidaritätsgruppe feststellen. Im Blick auf meine eigene Geschichte stelle ich fest, dass ich an einem Ort aufgewachsen bin, der schon damals geprägt war von der Verschmelzung vieler unterschiedlicher, vergessener oder nur bruchstückhaft erinnerter Traditionen und Kulturen. Meine Familiengeschichte ist auf bescheidene Weise „europäisch“: Ich wuchs an einem Ort auf, der vermutlich eine keltische Begräbnisstätte war und im Domesday Book von 1086 verzeichnet ist. Dort siedelten Wikinger. Der Ort entwickelte sich aber nicht und wurde später von Herrnhutern besiedelt. Die Nachnamen in meiner Familie haben wikingische und niederländische Wurzeln. Prägend für die Region war aber letztlich die industrielle Revolution und die aus ihr hervorgegangene starke Arbeiterklasse. Die Menschen waren in einem Beziehungsgewebe vernetzt, das sich zwischen Arbeitsplatz, Gewerkschaft, Kirchengemeinden, Vereinen und Verbänden spannte. Materieller Mangel war von jeher ein Thema. Es gab eine starke politische Tradition, die sich aus der Industriekultur speiste. Viel gäbe es noch zu erzählen... Jedenfalls hat diese Kultur in den vergangenen 30 Jahren einen rasanten Auflösungsprozess durchlaufen. Trotzdem ist sie nach wie vor grundlegend für *meine* Identität, die ursprünglich durch meine Beziehungen in diesem Umfeld geformt wurde. Ich kann viele meiner Werte und Haltungen auf diese konkrete Erfahrung zurückführen. Eine große Veränderung brachte das Studium – ich war der erste in meinem familiären Umfeld und Freundeskreis, der studierte. Diese Erfahrung brachte bei mir sehr viel in Bewegung und stellte gewachsene Überzeugungen infrage. Mir wurden die Augen dafür geöffnet, welche große Anteile meiner „Kultur“ mir eigentlich durch die politisch und wirtschaftlich Mächtigen und die Mangelsituation, in der wir lebten, übergestülpt worden waren.

Später habe ich in verschiedenen anderen Ländern gelebt und war damit tatsächlich „de-plaziert“. Jedenfalls aber konnte ich mich frei bewegen und es war meine eigene Entscheidung, meinen Lebensort zu wechseln.

Ich erzähle euch diese Geschichte, weil sie zeigt, wie Identität auf der Verortung aufbaut und sich auf sie bezieht. Als ich zum Studium wegzog, und später, als ich ins Ausland ging, wechselte ich meinen „Ort“. Im Rückblick sehe ich, wie organisch die gemeinsame Kultur meines Heimatorts aufgebaut war. Ich sehe aber auch, dass es sich dabei in einem gewissem Sinn um eine „imaginäre“ Gemeinschaft gehandelt hat. Andere nehmen sie aus ihrer Sicht vielleicht anders wahr, aber vonseiten der Politik wird diese imaginäre Gemeinschaft thematisiert, um zur Ausgrenzung „Anderer“ aufzufordern, die diese Gemeinschaft angeblich zerstören. Ich nenne diese Gemeinschaft „imaginär“, weil es schon damals Unterschiede gab, auch wenn man sich ihrer auch kaum bewusst war. So gehörte beispielweise in meiner Kindheit die große irische Minderheit nicht wirklich zu meiner „imaginären Gemeinschaft“. Worauf ich hinaus will: Es ist ganz typisch, dass sich Menschen an eine „imaginäre Gemeinschaft“ (bzw. die ihr zugeschriebene Eigenart) gebunden fühlen und sie gar erhalten wollen. Wenn ich aber dorthin „zurück“ komme, dann „höre“ ich zwar entfernte Echos meiner Kindheit, der „Ort“ selbst ist jedoch kaum wiederzuerkennen.

Verlässt man den eigenen „Ort“ und wird zur Minderheit, so meint man, dieses Anderssein sei vielleicht nicht sichtbar. Es ist aber sichtbar. So oder so merken die „Einheimischen“ schnell, dass da etwas anders ist. Wenn man sich an einem neuen Ort niederlässt, dann sehen die „heimischen Gewohnheiten“ im Spiegel der „Anderen“ plötzlich anders aus. Das habe ich im Studium so erlebt, später dann in Genf, in Prag und so weiter. Wenn man selbstbewusst genug ist, dann kann man aus dieser „Spiegelung“ lernen. Man kann sich darauf konzentrieren, etwas über die Anderen zu erfahren, aber ich würde

sagen, auch und hauptsächlich geht es darum, einen klaren Blick auf das eigene Selbstverständnis zu gewinnen.

Was ich hier grob umrissen habe, sind allgemeine Erfahrungen. Wir haben die Möglichkeit, damit umzugehen und aus ihnen zu lernen – ja uns vielleicht gar zu verändern! Aber wie geht es Menschen, die andere Formen des Ortsverlustes erleben? Wie ist es, wenn man gezwungen wird, einen Ort zu verlassen, den man vielleicht liebt und an einen Ort zu gehen, den man sich nicht ausgesucht hat? Was ist, wenn man keine materiellen Mittel hat? Was ist, wenn dieser Ortswechsel nicht nur emotional destabilisierend wirkt, sondern auch das ganze Leben auf den Kopf stellt? Was geschieht, wenn man dann in den „Spiegel der Anderen“ schaut? Wen sehen sie? Wen sehe ich? Wenn wir davon reden, Konvivenz schaffen zu wollen, müssen wir die Traumata berücksichtigen, die sich ergeben, wenn man gezwungen wird, in einen Spiegel zu schauen, den man sich *nicht* ausgesucht hat. Welches Bild zeigen *wir* den Entwurzelten, denen wir begegnen, als Spiegel? Was sehen sie in diesem Spiegelbild? Geben wir diesem Prozess Raum? Was teilen wir miteinander, das über relativ einfache kulturelle Aspekte wie z.B. Essgewohnheiten hinausgeht?

Und denken wir auch an die umgekehrte Situation. Wie ist es mit jenen in unserem Umfeld, die „gezwungen sind, zu bleiben“? Wie verändert sich ihre Sicht auf die eigene gemeinsame Kultur? Sind sie Teil einer imaginären Mehrheit? Wie reagieren sie auf Menschen, die zu ihnen kommen, weil sie ihren „Ort“ verloren haben? Wenn wir mit Menschen arbeiten, die von einem „Ortsverlust“ betroffen sind, müssen wir ebenso jenen Aufmerksamkeit schenken, die „gezwungen sind, zu bleiben“ – insbesondere den Menschen, die aus dem Arbeitsmarkt ausgeschlossen wurden, und anderen Ausgegrenzten – also denen, die vor dem sozialen Abstieg Angst haben. Hier gibt es eine schwierige Herausforderung, denn auch diese Gruppen sind anfällig für eine ausgrenzende (nationalistische) Politik. Einer der Gründe, warum Populismus bei



Menschen in einer solchen Situation Fuß fassen kann, liegt darin, dass er einen direkten Bezug zur gelebten Erfahrung ausgrenzter Einzelner und Gruppen herstellt. Hieraus ergibt sich, dass ein „moralischer Zeigefinger“ nicht weiterhilft, denn auch er macht „die Anderen“ zum Objekt und verstärkt das Gefühl der Ausgrenzung. Die diakonische Arbeit muss vielmehr weiterhin ihren auf Empathie und auf Konvivialität gegründeten Ansatz verfolgen. Sie muss die realen Gefühle von Verlust und Angst bewusst wahrnehmen, die oft die Triebfeder populistischer Haltungen sind.

## Die jüdisch-christliche Tradition über Verortung und Ortsverlust:

In unserer diakonischen Arbeit schöpfen wir aus den Ressourcen und Erkenntnissen, die die Bibel und die christliche Tradition bieten, wie auch aus unserer eigenen Erfahrung. Ich möchte hier nur einige wenige Punkte für die weitere Reflexion anreißen.

Am Anfang des Alten Testaments steht ein Ortswechsel, die Migration des Abraham. Ganz am Anfang dieser Geschichte, die die Hebräische Bibel erzählt, steht also die Erfahrung eines „Ortsverlustes“. So scheint die Entwurzelung tatsächlich positiv konnotiert zu sein – die Figuren des Alten Testaments sahen sich vielfach als Wandernde. Ja, für das hebräische Volk war Gott, Jahwe, selbst ein wandernder Gott. Nach dem Exil in Ägypten und vor dem Bau des Tempels verortete das Volk Gottes Gegenwart zunächst in der Bundeslade. Sie war ein Gegenstand, den das Volk Israel mit sich trug. Als die Philister die Bundeslade erbeuteten, erkannte das Volk, dass Gott und dieser „mobile Ort“ nicht unmittelbar verbunden waren. Jahwe wurde allmählich erkannt als Gott der Zeit, nicht eines Ortes. Gott wanderte mit seinem Volk überallhin – bis an die Enden der Erde. Und trotzdem suchten sie weiter nach einem gelobten Land... um Ort und Identität wieder miteinander verknüpfen zu können. Was können wir aus dieser

Vorstellung lernen? Dass unser Gott kein „verorteter“ Gott ist? Dass er mit dem Volk zieht und sogar mit ihm ins Exil geht? Ein anderer Gedankengang könnte das tief verwurzelte Bedürfnis beleuchten, einen Ort zu finden, wo wir unsere Identität (und Spiritualität) verorten können.

## Verortung und Ortsverlust: Neutestamentliche und frühkirchliche Perspektive

Im Neuen Testament bzw. in den Evangelien und in der frühen Kirche finden sich ebenfalls zahlreiche Elemente, die im Bezug stehen zu Verortung und Ortsverlust. Da sind etwa die Probleme, mit denen das jüdische Volk unter der römischen Besatzung zu kämpfen hatte. Seine Religion wurde zwar toleriert, doch es war definitiv der Fremdherrschaft unterworfen. Die hierin einbegriffenen Widersprüche werden konkret in der Erzählung von Jesu Geburt, Wirken und Tod. Wir sehen auch im Evangelium, dass selbst Jesus einen Anstoß brauchte, um sich über die „verlorenen Schafe des Hauses Israel“ hinaus auch anderen zuzuwenden, ersichtlich etwa an seiner Reaktion auf die Bitte der kanaanaïschen Frau, die Jesus nötigte, diesen Perspektivwechsel vorzunehmen (Matthäus 15,22-28).

Dass sich das Evangelium so rasch verbreiten konnte, lag jedenfalls auch an der Mobilität und der Existenz einer jüdischen Diaspora. Trotzdem vollzog sich ein inneres Ringen um die Heidenmission und die Frage der Taufe von Menschen, die nicht dem jüdischen Volk angehörten. Dabei ging es im Kern darum, dass Gott nicht nur mit dem Volk Israel „wanderte“, wo immer es auch war, sondern für alle Menschen da war.

Im neutestamentlichen Korpus finden wir eine hochinteressante Aussage über das Verhältnis der christlichen Gemeinde zu ihrem Kontext, die im Kern besagt, dass sie hier auf Erden „keine bleibende Stadt“ (Hebräerbrief 13,14) hat. Dies

könnte als Quietismus gelesen werden, aber das Volk Gottes baute auf eine lange Tradition, der Stadt Bestes zu suchen (Jeremia 19,7), und die frühe Kirche wandte sich mit besonderer Fürsorge den Armen und Ausgegrenzten zu. Auf Wanderschaft und ohne Schutz zu sein, waren Konsequenzen des Glaubens für Christen wie für Juden. In diesem Zusammenhang lohnt es, sich den frühchristlichen Brief an Diognet ins Gedächtnis zu rufen:

*„Die Christen nämlich sind weder durch Heimat noch durch Sprache noch durch Sitten von den übrigen Menschen unterschieden [...], sie bewohnen [nicht ihre] eigene[n] Städte [...]. Sie bewohnen ihr jeweiliges Vaterland, aber nur wie fremde Ansässige; jede Fremde ist für sie Vaterland und jede Heimat ist für sie Fremde.“*

Das Bild des Wanderns greift auch Augustinus in seiner Unterscheidung der irdischen und der himmlischen Stadt auf. Er weist darauf, dass in der Genesis Kain derjenige ist, der eine Stadt erbaut (Genesis 3,17), während Abel der Wandernde, der Hirte ist (Genesis 4,2), ein Pilger auf Erden (Schröder A., 1911-1916). Weiter heißt es im Text des Augustinus:

*„Die wahre Stadt der Heiligen ist im Himmel“, während ihre Bürger hier auf Erden „wie auf einer Pilgerfahrt durch die Zeit [wandern] auf der Suche nach dem ewigen Reich“.*

Die Pilgerschaft von Gottes Volk durch die Zeit im Gegensatz zu seiner Sesshaftwerdung erinnert an Jesu Absage an seine Jünger, ihm eine Hütte zu errichten – und Jesu Prophezeiung der Zerstörung des Jerusalemer Tempels. In all dem wird sehr deutlich, dass die traditionelle jüdisch-christliche Kultur zutiefst in der Erfahrung des Ortsverlusts wurzelt.

Was bedeutet dies für unsere Arbeit mit Entwurzelten und Menschen, die ihren Ort verloren haben? Wenn wir uns der christlichen Tradition der Entwurzelung bewusst werden, erkennen wir den positiven Aspekt,

dass Personen, deren Leben entwurzelt wurde, gleichwertige Menschen sind: Mit ihren eigenen Möglichkeiten und ihrer eigenen Berufung sind sie Menschen, die ein Recht auf ihre Rechte haben. Die frühen, „durch die Welt wandernden“ Christinnen und Christen waren befreit von blindem „Mitmachen“, sie konnten neue Wege gehen, frei von früheren Vorurteilen und altem Aberglauben. In unserer Zeit gewinnt erneut die Vorstellung Raum, dass die „verorteten Wahrheitsansprüche“ Vorrang haben. Doch in unserer Tradition werden Wahrheiten wohl eher erkannt, wenn wir Wandernde (pilgernd) unterwegs sind und zu „Fremden“ werden, oder „in den Spiegel des ‚Fremden‘“ schauen. So kann der Asylsuchende oder die Migrantin ein Geschenk für uns sein, ein Geschenk der Erkenntnis und der Glaubenstreue.

### Spannungsvolle Beziehungen im „christlichen Europa“

Für die Solidaritätsgruppe ergab sich als große Herausforderung die Suche nach Möglichkeiten, wie wir Konvivialität in Kontexten verwirklichen können, die zunehmend von Vielfalt und Unterschieden geprägt sind. Wir wollen über Toleranz, Gastfreundschaft und Willkommenskultur hinausgehen und als Ziel gleiche Rechte sowie einen geregelten Zugang zur Staatsbürgerschaft anstreben. Diese Haltung ist im aktuellen europäischen Kontext höchst umstritten. Nationalismen befinden sich im Aufwind und wieder einmal wird energisch die ausschließliche Zusammengehörigkeit einander ähnlicher Menschen betont, die eine gemeinsame Alltagskultur und gemeinsame Überzeugungen teilen. Politisch vertritt der Nationalismus die Haltung, dass Menschen aufgrund ihres Andersseins ausgeschlossen werden sollten. In der Vergangenheit zeitigten solche politischen Positionen eine starke Betonung staatlicher Entscheidungsgewalt (Dezisionismus) und hatten in (realen oder behaupteten) Krisen katastrophale Folgen bis hin zu ethnischer Säuberung und Genozid.



Foto: Solidaritätsgruppe

Zu Beginn des konvivialen Prozesses war diese Entwicklung noch nicht in diesem Umfang spürbar. Seit fünf Jahren aber erleben wir ein Wiedererstarren des Populismus. Zu analysieren und zu tun gäbe es vieles. Hier möchte ich jedoch vorrangig die Rolle der Religion in den Blick nehmen. Denken wir beispielsweise an die neofaschistische *Britain First*-Bewegung, die lautstark die Kirche von England angreift, weil die kirchliche Leitungselite angeblich einen „Ausverkauf“ an die Muslime zugelassen hat. Andere Parteien beziehen sich eher auf die zivilisatorische Wirkung des Christentums und behaupten von sich, das christliche Abendland zu verteidigen, ohne eine Bindung an eine bestimmte nationale Kirche zu haben. Dieser Trend ist nahezu allgegenwärtig. Der entspre-

chende Diskurs hat nicht eine christliche Praxis im Blick, sondern vertritt eher die Vorstellung, dass die (unterschiedlich definierten, in der Regel unreflektierten) europäischen Werte christliche oder im Christentum verankerte Werte seien und daher von den Kirchen verteidigt werden müssten. Sichtbar wird dies im Vorgehen mancher Staaten, ausschließlich „christliche Asylsuchende“ aufnehmen zu wollen.

Umso wichtiger ist es, Konvivialität als Kunst und Praxis des Zusammenlebens zu betonen und auf diese Weise eine Plattform gemeinsamer Erfahrungen zu schaffen, welche die Behauptung widerlegen, eine „unverzichtbare europäische“ Christenheit könne nicht mit Angehörigen anderer Religionen (und insbesondere mit Menschen muslimischen Glaubens) zusammenleben.

Die populistischen Parteien legen in jedem Fall Wert auf eine national geprägte Gemeinschaft und verteidigen diese Position unter unterschiedlich geartetem Bezug auf das Christentum. Manche dieser Parteien sind sehr konservativ, pflegen bestimmte Ansichten zu Geschlechterrollen und Familie (die überraschenderweise sehr nahe an der allgemeinen patriarchalischen Position sind), andere sind liberaler im Blick etwa auf Fragen der Sexualität, wieder andere behaupten aber, Liberalismus sei aus dem Christentum hervorgegangen.

Wie gestalten wir unsere Arbeit angesichts dieser Entwicklungen? Wo geben wir „traditionellen“ Formen von Gemeinschaft den Vorzug vor dem Wandel durch Konvivialität? Wie stellen wir hier den Bezug zu der Erkenntnis her, dass Wandel sich bisweilen durch den Ortsverlust im konkreten oder übertragenen Sinn vollzieht?

## Ein Blick aus der Perspektive von Migrierenden und Geflüchteten

Noch klarer und zugleich komplexer wird das Bild, wenn wir die Rolle der Religion – und, in gewissem Maß, der Kultur – im Leben einer Asylsuchenden, Geflüchteten oder eines Migranten berücksichtigen. Wenn man, womöglich als Entwurzelte/r, an einen neuen Ort kommt, dann gewinnt die heimatliche Kultur eine ganz neue Bedeutung. In der christlichen Geschichte hat sich

das immer wieder gezeigt: Es entstehen Gemeinden von Emigrierten, in denen die alten liturgischen Formen, die gemeinsame Sprache etc. gepflegt werden. Dieser Faktor gewinnt ganz erheblich an Gewicht, wenn Menschen zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen worden sind!

Eine Schwierigkeit liegt darin, dass Europa immer säkularer geworden ist (zumindest, was die konkrete religiöse Praxis angeht) und der Zusammenhang zwischen Glaubensüberzeugungen und Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft im Alltag sehr brüchig geworden ist. In Europa erleben wir, dass sich der Glaube aus der aktiven kirchlichen Bindung löst, während gleichzeitig populistische politische Stimmen eine generalisierte Zugehörigkeit zum Christentum – ohne Glauben – propagieren. Wir beobachten also den Gegensatz zwischen einer christlichen Kultur mit sehr geringer aktiver Kirchenbindung selbst in Ländern, wo ein hoher Anteil der Bevölkerung nominell als (kirchensteuerzahlendes) Mitglied einer Kirche angehört, auf der einen Seite und einer oft eifrigen Glaubenspraxis (in vielfältigen religiösen Traditionen), mit enger Einbindung des Glaubens und der religiösen Zugehörigkeit ins Alltagsleben.

Insgesamt ist hieraus zu erkennen, dass die Kultur und die Religion der „Anderen“ im Spiegel der Kulturen des Aufnahmelandes anders wirken, wie auch umgekehrt. Neu an einem fremden Ort angekommen, befindet man sich in einer spannungsvollen Situation:

**Einerseits fordert die politische Mehrheitsmeinung die Assimilierung jener, die ins Land kommen.** Wortwörtlich verstanden, würde dies das Ende der Unterschiede bedeuten – ein eigentlich unerreichbares Ziel. Impliziert ist weiter der Verlust der eigenen, charakteristischen Stimme und würde faktisch eine Selbstzensur verlangen und einen Verzicht auf die eigene Stimme. Gleichzeitig garantiert niemand, dass auf solche Assimilierungsschritte wirklich die Einlösung des Versprechens auf Einkommenssicherheit und beruflichen Aufstieg folgt, möge es auch in der Regel so sein. Die vorherrschende Kultur hat Macht und widersetzt sich so der Integration, denn würden die „Anderen“ integriert, hieße das, dass sich beide Seiten verändern. Der konviviale Prozess ist relational und impliziert damit, dass es unausweichlich zu gegenseitigen Veränderungen kommt!

**Andererseits ist eine weitere Strategie für den Umgang mit Unterschieden das „Erinnern“.** Ein solches positives „Erinnern“ bietet eine potenzielle Quelle des Selbstbewusstseins, der Stabilität, der Unterstützung und des Gefühls, ein kleines Stück weit daheim zu sein. Jedoch kommt bei vielen Menschen das kontinuierliche Verwiesen-Sein auf ihre (imaginären) Wurzeln einer ständigen Wiederholung ihres Ortsverlust-Traumas gleich. Ohne Konvivialität bleibt die immigrierte oder geflüchtete Person womöglich dauerhaft gefangen in dem Gedanken an eine Rückkehr nach Hause, einem Zuhause, das womöglich gar nicht mehr existiert.

Menschen, die in einem Kontext leben, der sie beständig dem Druck aussetzt, ihre Andersartigkeit zu spüren, was oft mit Ablehnung oder Ausgrenzung einhergeht, können unter Isolation und Einsamkeit, Verunsicherung und Angst leiden. Immigrierte und Geflüchtete wollen keineswegs unbedingt primär mit Menschen der gleichen Herkunft zusammen sein. Birgt dies doch beispielsweise auch das Risiko, dass die Gegensätze und Konflikte aus der alten



Foto: Solidaritätsgruppe



Heimat auch im neuen Umfeld wieder aufbrechen. Für die anderen sind schlicht neue Identifikationsmöglichkeiten ausschlaggebend. So sagte ein Freund scherzhaft zu mir, nachdem er alle Hürden für die Aufenthaltsgenehmigung genommen hatte: „Warum meinen immer alle, dass ich Leute aus dem Land treffen will, das ich verlassen musste? Mir ist viel wichtiger, dass ich hier Fußball spielen kann!“

Zielsetzung der diakonischen Arbeit und der Verwirklichung von Konvivialität ist es, Räume anzubieten und Prozesse anzuregen, in denen sich Menschen sicher fühlen, negative Spiegelungen minimiert werden und der Assimilationsdruck genauso wie das Trauma des „Er-Innerns“ so bewältigt werden, dass die Menschen gestärkt werden und Veränderung geschehen kann.

### Gastfreundschaft oder Konvivenz?

Gastfreundschaft ist eine tief verankerte jüdisch-christliche Praxis, die zu den wesentlichen Kennzeichen der frühen Kirche gehörte und die sich später in vielfältigen Kontexten fortgesetzt hat, beispielsweise in klösterlichen Gemeinschaften. Sie steht im engen Zusammenhang mit der vielfach wiederholten Aufforderung zur Nächstenliebe. Jüngst hieß es im österreichischen Wahlkampf auf Plakaten: „Liebe deine Nächsten – für mich sind das unsere Österreicher“. Aber wir haben ja bereits festgestellt, die Bibel beschränkt die Sorge um die Nächsten nicht auf Menschen der eigenen Kultur. Zur Zeit des Neuen Testaments hat sich eine solche Einschränkung auf Menschen jüdischer Identität bezogen, aber Jesus überwand diese Grenze. In der Hebräischen Bibel finden wir immer wieder die Aufforderung, ausländische Gäste und Fremdlinge nicht zu vernachlässigen, sondern ihnen mit Empathie und Gerechtigkeit zu begegnen.

Gastfreundschaft ist etwas Gutes; sie sieht vor, „Anderer“ willkommen zu heißen und wie mich selbst zu behandeln. Aber sie ist zu kurzfristig angelegt. Der Gast bleibt nicht auf Dauer, es vollzieht sich nicht unbedingt eine Veränderung bei den Beteiligten, und die Macht liegt klar aufseiten der Gastgebenden. Gastfreundschaft ist also nur der erste, wenn auch wichtige Schritt auf dem Weg zu Konvivialität. Konvivialität verändert die vom Geben und Empfangen geprägte Beziehung hin zu einer Beziehung des Zusammenlebens. Diakonische Praxis und das Modell der „Dienstleistung“ unterscheiden sich voneinander, bezogen auf die jeweiligen Erwartungen. Ein konvivialer Prozess lädt uns ein, in produktiven Gesprächen neuen Sinn für alle Beteiligten zu erschließen und auf der Grundlage *wechselseitigen* Lernens, Gebens und Empfangens schließlich Integration zu bewirken.

### Pluralismus oder Konvivenz?

Abschließend möchte ich noch auf das Thema Pluralismus eingehen, das bereits angerissen wurde. Gegenwärtig stehen wir vor kritischen Anfragen an die Möglichkeiten des Zusammenlebens angesichts der wachsenden Vielfalt in Europa. Hier muss festgestellt werden, dass historisch betrachtet der Gedanke einer homogenen nationalen Kultur immer ein Konstrukt, ja womöglich ein von außen übergestülptes, aufgezwungenes Konstrukt gewesen ist. Wir haben bereits auf die zahlreichen Beispiele von üblen Folgen einer auf Reinheit ausgerichteten Politik verwiesen, die sich in der europäischen Geschichte finden. Andererseits ist Europa ein vielfältiger Kontinent, dessen staatliche Grenzen sich nicht an sprachlichen oder anderen Unterschieden orientieren. Die Vielfalt ist eine Lebensrealität und sie wird durch Mobilität, Migration und die sogenannte

Flüchtlingskrise noch intensiviert. Die Frage, wie mit dieser Vielfalt zu leben ist, kann auf unterschiedliche Weise beantwortet werden, aber eben nicht durch das Streben nach nationaler Reinheit!

Die Grundlage der Toleranz kann gegebenenfalls schlicht in der Einigung auf die jeweiligen Grenzen zwischen unterschiedlichen Gruppen im Sinne eines Lebens und Lebenslassens bestehen. Dabei handelt es sich um eine von Vielfalt geprägte Form des Kommunitarismus, und die Migrierenden bilden hier ihre je eigenen Gemeinschaften, als hätten sie ihre Heimat nie verlassen. Die Tendenz zu dieser Lösung besteht von jeher. Aber in unserer Solidaritätsgruppe steht uns klar die Möglichkeit und die Herausforderung vor Augen, weiterzugehen, zu einem echten Zusammenleben mit den „Anderen“ zu kommen und uns in diesem Prozess kontinuierlich verändern zu lassen. Um den Faden von oben wieder aufzunehmen: Wir finden unsere Identität beim Blick in den Spiegel der „Anderen“. Konvivialität widersetzt sich allen Bemühungen, abgegrenzte Gemeinschaften zu bilden, in denen es keine „Anderen“ mehr gibt, von denen wir lernen können. Dieser Prozess steht jeder totalitären Politik entgegen und will auf den Gaben aufbauen, die alle mit an den Tisch bringen. Gleichzeitig erfordert er aber auch einen angemessenen politischen und ökonomischen Rahmen, der seinerseits zu einer gesunden Politik und einer nachhaltigen Wirtschaftsweise beitragen kann.

In der Praxis erwächst aus der Konvivialität ein kontinuierlicher Prozess der Integration, der nicht nur die „Anderen“ verändert, sondern auch uns selbst. Darin liegen die Herausforderung und das Risiko.

Anm.: Dieser Text wurde anhand des Vortrags verschriftet, daher fehlen Quellenangaben und gewisse Erläuterungen. Möglicherweise wird er zu einem späteren Zeitpunkt noch in anderer Form vorgelegt.

### 3. Erste theologische Überlegungen zum Thema Konvivenz

#### Ein Diskussionspapier

Fritz Blanz, Diakon, Dipl. Sozialpädagoge

#### Einführung

Im Dezember 2011 traf sich zum ersten Mal eine Arbeitsgruppe des LWB (im Folgenden als „Europäische Solidaritätsgruppe“ bezeichnet) mit dem Ziel, einen Prozess des diakonischen Gemeindeaufbaus (oder wie es später genannt wurde, der Gemeinwesendiakonie) zu initiieren. 25 Mitglieder aus 16 europäischen Kirchen arbeiten seitdem am Thema und veröffentlichten 2014 das Dokument „Konvivenz schaffen. Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa“; weitere Berichte folgten. Ziel des Prozesses insgesamt ist es, die Inhalte als Beitrag zum Reformationsjubiläum 2017 in die Diskussion einzubringen und die Entwicklung diakonischen Gemeindeaufbaus in den Mitgliedskirchen des LWB zu unterstützen. Dieser Prozess ist die Grundlage für die folgenden Gedanken, die im Rahmen eines Workshops, der im Frühjahr 2016 in Tallinn (Estland) stattfand, als vorbereitender Input in die theologische Diskussion eingebracht wurden.

#### Eckpfeiler Konvivenz

Während des Prozesses, der von den individuellen – sowohl spirituellen als auch praktischen – Erfahrungen der Teilnehmenden zu allgemeinen Positionen führte, kristallisierten sich drei Grundaussagen heraus, die im Folgenden kurz erläutert werden sollen.

- **Menschenwürde und Gottesebenbildlichkeit (1. Prüfkriterium):** „[D]ie



Fritz Blanz; Foto: Solidaritätsgruppe

Kirche ist innerhalb des Menschen, nicht außerhalb; jeder Mensch, in dem der Herr gegenwärtig ist, ist eine Kirche“ (von Swedenborg E., 2015).

Über die unterschiedlichen nationalen und theologischen Grenzen hinweg entdeckte die Europäische Solidaritätsgruppe die in der Schöpfungsgeschichte angelegte Würde des Menschen – „und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Und er schuf sie als Mann und Frau“ (Gen 1, 27) – als unverzichtbare Haltung für die Arbeit im Gemeinwesen.

Die Ebenbildlichkeit setzt sich fort im Gleichnis vom Weltgericht und den darin enthaltenen Werken der Barmherzigkeit. Die Aussagen werden zusammengeführt in dem Satz, „was ihr getan habt einem dieser geringsten Brüder [ich füge hinzu „und Schwestern“], das habt ihr mir getan.“ Ich persönlich neige gerne dazu, im Text aus Matthäus 25 eine Provokation Gottes zu sehen, eine *pro-vocatio*, eine Für-Sprache oder Anwaltschaft. Als würde Gott uns ermahnen: „An mir kommt ihr nicht vorbei“.

Der Gedanke von der Würde des Menschen, dem Gott in seiner Solidarität

nahe ist, zieht sich wie ein roter Faden durch die Glaubensgeschichte, von den Urvätern, über die Christengemeinden im Neuen Testament bis zu den Hospizbewegungen, dem Gotteskasten zu Luthers Zeiten und diakonischen Erweckungsbewegungen des vorletzten Jahrhunderts.

- **Gerechtigkeit und Gottes Nähe (2. Prüfkriterium):** Karl Barth entfaltet in seiner Exegese zum Römerbrief die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes, die in der Formel mündet: Gerechtigkeit, das ist die Nähe Gottes zu den Menschen (Barth K., 1922). Nun könnte man versucht sein, die Aussage in die Abstraktion zu verweisen, was aber der Tradition alttestamentlicher Gottesbegegnungen widerspräche. Dort sind Gotteserfahrungen immer in den konkreten Kontext gestellt. Deutlich wird dies, wenn von den sozialkritischen Propheten die Gottesferne immer wieder mit der Benachteiligung und Unterdrückung der Armen und Schwachen benannt wird (vgl. Amos, Hosea, Jesaja u.a. Prophetenbücher).

Gerne neigen wir dazu, die irdische Gerechtigkeit von der Gottesgerechtigkeit zu trennen. Zumindest nach alttestamentlichem Verständnis ist dies aber nicht möglich, da das jüdische Staatsverständnis immer an die Gottesfrage geknüpft war und ist (das Gottesvolk). So hat Gottes Nähe immer etwas mit der Art und Weise zu tun, wie die Menschen im Volk behandelt werden, die Witwen und Waisen, die Fremden, die Ausgegrenzten, die Schwachen und Kranken.

Das Leben Jesu bestätigt diese Haltung, wenn es um den Umgang mit diesen Zielgruppen in (!) der Gesellschaft geht. Kirche und Gesellschaft zu trennen, wie es häufig durch die Fehlinterpretation der Zwei-Reiche-Lehre passiert, ist in der jüdisch-christlichen Tradition nicht vorstellbar. Wer Strukturen und Handlungsweisen der Ungerechtigkeit unterstützt, zulässt oder ignoriert, kann nicht im gleichen Atemzug Gottes Nähe für sich beanspruchen. Das ist undenkbar.

Die Arbeitsgruppe war sich einig, dass der Gerechtigkeitsbegriff im Sinne des Gemeinwesens den Inklusionsbegriff einschließt, d. h. nicht nur Integration in ein bestehendes System, sondern Teilhabe, Mitgestaltung und Mitbestimmung bei der Entwicklung des Gemeinwesens. Hier wird der Ansatz im babylonischen Exil deutlich, wenn denn schon nicht alle in der Christengemeinschaft ihre Heimat finden können (aus welchen Gründen auch immer), so bleibt es doch unser Auftrag, „der Stadt Bestes zu suchen“ (Jeremia 29,7).

Des Weiteren war es der Arbeitsgruppe wichtig, Andersdenkende und Andersgläubige nicht zu diskriminieren, denn das belastet die Konvivenz, wenn sie nicht gar zerstört wird. Gutes in die Worte zu legen und Gutes zu wollen, ist der beste Weg, Gerechtigkeit zu gestalten. Hilfreich ist hier das 12. Kapitel des Römerbriefes, der ausgehend aus der Christengemeinde auch das Umfeld einschließt (Römer 12,9-21).

- **Berufung und Gottvertrauen (Glaube) (3. Prüfkriterium):** Abraham glaubte (=vertraute) und das wurde ihm als Gerechtigkeit anerkannt (Römerbrief 4,3 / Galaterbrief 3,6). Dieser Kernsatz, der von Paulus in zwei Briefen zitiert wird und der zum Kernstück der Deutung des Römerbriefes durch Karl Barth wird, ist auch für die Gemeinwesendiakonie ein drittes, wesentliches Merkmal. Zum einen steckt in ihm das Motiv unseres Handelns, das in der ersten Konferenz in Järvenpää große Bedeutung hatte. Woher nehmen wir die Energie, auch komplexe und anstrengende Situationen zu bewältigen, ohne in die Resignation zu rutschen und ohne uns verunsichern zu lassen? Insofern ist es ein persönliches Prüfkriterium.

Allerdings ist es auch ein allgemeingültiges Prüfkriterium. Wenn die Frage des Glaubens durchaus mit Vertrauen und letztlich mit Gottvertrauen verbunden wird, so können wir unser Handeln in der Gesellschaft daran prüfen, inwieweit es uns gelungen ist, eine Atmosphäre des Vertrauens aufzubauen. Insbesondere in den Briefen des Neuen Testaments spielt diese Frage immer wieder eine Rolle, wenn es darum geht, wie sich Christen in einer kritischen Umgebung verhalten sollen, wenn sie angefeindet werden oder als Minderheit in der Bedeutungslosigkeit zu versinken drohen. Um wie viel mehr muss das dann gelten, wenn Christen noch gehört werden und ihre Mitarbeit ausdrücklich bejaht wird, wie in vielen Ländern Westeuropas.

Vertrauen zu schaffen gewinnt für mich persönlich immer mehr an Bedeutung in einer Gesellschaft, die zunehmend von Misstrauen geprägt wird und in der durch wirtschaftliche Mechanismen Misstrauen gefördert wird. Denken wir an das mehr und mehr ausgeweitete Kontrollsystem für Dienstleistungsanbieter in der Gesundheitsfürsorge oder

die mehrseitigen, kleingedruckten und juristisch kaum anfechtbaren Geschäftsbedingungen bei Kaufverträgen. Die Menschen trauen einander nicht mehr, und so ist es dringend angesagt, eine Gegenkultur des Vertrauens aufzubauen. Daran sollte man uns als Christen erkennen, deren Wurzel ja in einem tiefen Vertrauen verankert ist.

## Das wandernde Gottesvolk

- **Auszug aus Strukturen der Knechtschaft und Ungerechtigkeit, Fremdbestimmung und falschen Werten, missverstandener Autonomie und Wirtschaftsliberalismus:** Die Europäische Solidaritätsgruppe beschäftigte sich in Odessa und besonders umfassend in Manchester mit der Frage des neoliberalen Wirtschaftssystems und seinen Auswirkungen auf die Menschen. Dabei ist es nicht so wichtig, wie wir das System benennen, sondern dass wir die Systemmechanismen beschreiben. Dem folgend können wir erstaunliche Parallelen zu biblischen Kontexten entdecken. Das mag darauf hinweisen, dass Menschen in allen Epochen der Geschichte und vermutlich auch an allen Orten dieser Welt dazu neigten, andere zu übervorteilen, ihnen ihre Rechte streitig zu machen und Systeme der Unterdrückung verbunden mit Machtmissbrauch aufzubauen. Auch in der Exodusgeschichte erfahren wir von den Mechanismen und der Befreiung jener Menschen, denen Gott nahesteht.

Doch der Exodus allein bewahrt nicht vor Wiederholungstaten, wie die 3000-jährige Geschichte von Juden und Christen zeigt. Die sozialkritischen Propheten erinnern immer wieder an Fehlentwicklungen und den Ärger Gottes über sein Volk. Man könnte einen ganzen Katalog von Entgleisungen aufzählen,



die sich gegen die Schwachen in der Gesellschaft richten, wie Existenzbedrohung und Mord in der Geschichte von Naboths Weinberg (1.Könige 21), Bestechung und Verweigerung der Rechtsprechung durch die Fürsten in Jerusalem (Jesaja 1,21-23, und Jesaja 59), falsche Zeugenaussagen (Micha 6,12), die selbst zu Zeiten Jesu noch gängige Praxis waren (Markus 14,57), oder falsches Maß (Micha 6,10; Hosea 12,8), Unterdrückung der Schuldner und Armen (Amos 2,6f.) oder das Verrücken von Grundstücksgrenzen (Deuteronomium 9,14).

Nun klingen manche Themen antiquiert, beachtet man jedoch die Methodik und deren Auswirkungen für die Betroffenen, so zeichnet sich ein Bild der Parallelen. Letztlich laufen die meisten Instrumente darauf hinaus, das Lebens- und Existenzrecht marginalisierter und benachteiligter Gruppen zu verschlechtern. Damals waren es Witwen und Waisen, Kranke und Fremde, Alte und Aussätzige, heute erkennen wir es im Umgang mit Geflüchteten, Obdachlosen, Menschen mit Behinderung, Kranken, Erwerbslosen, alten Menschen und vielen anderen mehr. Ihnen wird ein Leben in Würde und Selbstbestimmung verweigert, sie werden durch gesetzliche Regelungen gegängelt und durch politische Polemik als „Faule“ und „Sozialschmarotzer“ diffamiert. Menschen sind gefangen in einem System der Ausweglosigkeit.

Diakonische Gemeinde bildet dazu eine Gegengesellschaft. Sie überschreitet den Bann des Roten Meeres, macht sich auf eine Wanderung mit den Menschen – auch wenn Zeiten der Dürre den Alltag mitprägen, hat eine Vision von dem Land in dem Milch und Honig fließen und baut am Land Kanaan.

Exodus JA, aber wohin? Die Ermahnungen der Propheten sind Erinnerungen an beständige Werte, wie sie in den Ursprüngen israelitischer Staatenbildung niedergeschrieben wurden.

Sicherlich nicht aus freiem Himmel, aber aufgrund der ersten Erfahrungen mit dem Gottesvolk und vor allem im Dialog mit Gott. Sie lassen sich finden in den Büchern Deuteronomium und Levitikus, in den Prophetenschriften bis hin zu Dialogen neutestamentlicher Zeugen. Das Rad muss nicht neu erfunden werden, aber es braucht eine Rückbesinnung auf die Werte, die Lebensqualität für alle versprechen.

Wichtig ist, dass wir uns auf den Weg machen, Vertrautes verlassen und neues Land erkunden, verbunden mit Visionen eines neuen Jerusalem (vgl. Jes 58,6ff und 65,16ff). Als statisches Gottesvolk, das konserviert und bewahrt, werden wir nicht weiterkommen, sondern die Lage verschlimmern. Wir bleiben Pharisäer, vielleicht noch Schriftgelehrte, in jedem Fall aber Menschen, die in festgeschriebenen Systemen die Lösung suchen. Was wir aber benötigen, ist eine wandernde Gemeinde Jesu Christi.

## Unterwegs zu den Menschen

Die Wanderschaft schützt uns aber nicht davor, immer wieder Phasen der Orientierungslosigkeit zu erleben. Deshalb ist die regelmäßige Überprüfung des Ziels vonnöten. In meiner früheren Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten bekam ich eines Tages einen Meterstab geschenkt. Zusammengefaltet konnte man an der Seite die Worte „Maßstab Mensch“ lesen. Ich denke, das war eine gelungene Idee. Im Blickfeld unseres Handelns muss der Mensch, als gutes Geschöpf, als Idee Gottes bleiben. So sollten wir an jeder Wegkreuzung unseres Handelns, immer da, wo Entscheidungen anstehen, den Blick auf die Menschen richten, denen wir in unserem Lebensraum begegnen:

- ✓ Ist das Handeln so ausgerichtet, dass die Würde sichergestellt ist?

- ✓ Beteiligen wir uns an einem Weg zu mehr Gerechtigkeit in dem Sinne, dass jeder Mensch das zum Leben bekommt, was sie oder er benötigt?

- ✓ Arbeiten wir so, dass ein Klima des Vertrauens entsteht, das Veränderungen angstfrei zulässt und im Neuen eine Chance für alle bietet?

In seiner Theorie des kommunikativen Handelns analysiert der Soziologe Jürgen Habermas die Lebenswelt und Systemwelt. Während in der Lebenswelt alle handelnden Subjekte eingebunden sind und in einem ständigen Diskurs den gesellschaftlichen Kontext weiterentwickeln und autonom mitgestalten, verkörpert die Systemwelt (vornehmlich in der Wirtschaft als marktregulierte Ökonomie und in der Politik als bürokratischer Verwaltungsstaat) ein statisches Gebilde, dem sich der Mensch unterzuordnen hat, um das System nicht ins Wanken geraten zu lassen. Wenn Lebens- und Systemwelt sich entkoppelt haben und das System die Lebenswelt kolonialisiert (so Habermas), müssen unweigerlich Konflikte entstehen. Eine Form des Konfliktes kann sein, dass Systeme nicht mehr akzeptiert werden und der Exodus aus dem System passiert. Ich denke in den heutigen Tagen ist es nur noch eine Frage der Zeit, wann das passiert. Von der jüngeren Geschichte kennen wir solche Prozesse, wie die Revolutionen im vorletzten Jahrhundert oder die Studentenrevolten (es waren nicht nur Studenten) der 68er.

Auch heute wollen sich Kirchengemeinden mit dem Status quo nicht mehr zufriedengeben und machen sich auf den Weg. Die wohl breiteste Bewegung erleben wir derzeit in der Flüchtlingsarbeit, in der sich in Deutschland eine bisher nie dagewesene Willkommenskultur entwickelt. Es ist der Weg zu den Menschen!

## Luthers Zeit und die Soziale Frage

Zu Luthers Zeiten waren die Frage nach der Armut bzw. Lösungsansätze eher spärlich vorhanden. Jedoch bezieht er sich in den 95 Thesen im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem Ablasshandel in den Thesen 43 bis 46 auf Fragen der Armutsbekämpfung: „Wer einem Armen gibt oder einem Bedürftigen leiht, handelt besser, als wenn er Ablässe kaufte“. Zugespitzt bringt er es in der These 45 auf den Punkt: „Man muss die Christen lehren, wer einen Bedürftigen sieht, sich nicht um ihn kümmert und für Ablässe etwas gibt, der erwirbt sich nicht Ablässe des Papstes, sondern Gottes Verachtung.“ So wird die Verantwortung für die Armen eher in Konkurrenz zum Ablasshandel als der bessere Teil bewertet.

Inwieweit Luther und die Reformation tatsächlich entscheidenden Einfluss auf die Armenfürsorge genommen haben, bleibt umstritten. Einige Autoren behaupten, dies habe bereits im 13./14. Jahrhundert seinen Ursprung.

Luther selber sieht in der (individuellen) Hilfe für die Armen das gute Werk der Nächstenliebe, das theologisch reflektiert die letzte Tat der Nächstenliebe sei. Viel wichtiger sei es, und da äußert sich ein durchaus modernerer Ansatz, dass man daran arbeiten sollte, dass Armut verhindert werde. Die Almosen bezeichnet er sogar „... wie gros, viel und koestlich es sein mag, umb sonst und verlohren“ (Dalferth S.B., 1996). Einem zu helfen, wenn es zu spät ist, ist für Luther nur um der „jren rhum und ehre“ willen nichts wert.

So kritisiert Luther die Wucherpraxis seiner Zeit, die Menschen erst in Not bringt. Er reflektiert in diesem Zusammenhang die alttestamentliche Praxis. Nach Luthers Ansicht sind Zinsen nur in einem äußerst begrenzten Rahmen möglich; besser sei es jedoch, ganz auf Zinsen zu verzichten. Wirkliches christliches Verhalten zeige sich in



Foto: Solidaritätsgruppe

Situationen wie: Hilfe kommt jedem zu, wenn er bedürftig ist. Und die Bedürftigen bekommen Hilfe ohne Ansehen der Person und ohne Eigeninteressen. Hilfe bekommt jede(r) und wenn notwendig sogar der Feind.

Ein Almosensystem, wie es dem Gotteskasten zugrunde liegt, oder gar soziale Versorgungsstrukturen waren eher noch in den Klöstern angesiedelt. Allerdings arbeiten Gefährten Luthers, wie Johannes Bugenhagen oder andere Zeitgenossen bereits an ersten kommunalen Sozialhilfesystemen.

## Das Land ist hell und weit

- ✓ **Das Modell einer dynamischen Gemeinde im Gemeinwesen (Kötter R., 2014)**

Im Frühjahr 2015 traf sich das Bundesdeutsche Netzwerk Gemeinwesendiakonie zum zweiten Mal. Ein Referent fiel durch sein überzeugendes Gemeinweseomodell besonders auf: Pfr. Ralf Kötter, der seit über zehn Jahren seine Kirchengemeinde zu einer am Gemeinwesen orientierten Gemeinschaft umbaut. Und der Erfolg spricht

für sich! „Das Land ist hell und weit“ lautet der Titel seines Buches (Kötter R., 2014), ein Satz aus dem Kirchenlied „Vertraut den neuen Wegen“. Dort fasst er seine Erfahrungen zusammen. Nun würde der Raum nicht ausreichen, das gesamte Konzept vorzustellen, es sollen aber einige theologische Reflexionen im Blickpunkt bleiben.

- ✓ **Das Wort ward Fleisch – von einer Theologie der Inkarnation**

Beginnend mit dem **Evangelisten Lukas**, nach dem auch seine Gemeinde benannt ist, reflektiert der Theologe das Wunder der Gegenwart Gottes in dieser Welt. Kötter und seine Gemeinde lieben die kontextuelle Theologie des Evangelisten, die bereits mit der historischen Einleitung zur Weihnachtsgeschichte beginnt. So sieht er den Evangelisten Lukas weniger als Theologen, sondern vorwiegend als Geschichtsschreiber. Jesus, der seinen Weg in dieser Welt konsequent bis zum bitteren Ende geht, sucht in seinen Nachfolgern Menschen, die sich den Herausforderungen ihrer Zeit stellen, um sie zu bewältigen. So weist er darauf hin, dass die Geschichte vom Barmherzigen Samariter, die zum

---

Sondergut Lukas' gehört, die abstrakte Frage des Schriftgelehrten nach dem Nächsten mit einer an der Lebenswelt orientierten Geschichte beantwortet. Und als Schlusssatz gibt Jesus nicht die abstrahierte Lehre über den Nächsten wieder, sondern sagt schlicht und einfach: Gehe hin und tue desgleichen. So findet sich im Lukasevangelium an anderer Stelle die zutiefst diakonische Botschaft wieder: „Blinde werden sehen, Lahme werden gehe, Aussätzig werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und den Armen (!) wird das Evangelium gepredigt.“ Kötter ist überzeugt, dass der Evangelist Lukas in Jesus eine Person sieht, die an einer angstfreien und visionären Atmosphäre arbeitet, die Versöhnung sucht (vgl. das Bild vom Verlorenen Sohn). Diese positive Atmosphäre gilt es in die Gemeinde zu tragen.

Zu Martin Luthers Zeiten taucht eine Person auf, die an der Gestaltung des Sozialraumes arbeitet: **Johannes Bugenhagen**. Er ist nicht nur Zeitgenosse Luthers, sondern Teamkollege in Wittenberg und berät Städte wie Hamburg und Bremen beim Aufbau von Sozialwohnungen. Dabei birgt diese Zeit des Umbruchs so viel Unruhe in sich. Die europäische Weltsicht weitet sich mit der Entdeckung Amerikas und die Kirche verliert mit ihrer Theorie von der Erde als Scheibe an Glaubwürdigkeit. Handelsgesellschaften sammeln unvorstellbare Reichtümer, und der Gehorsam gegenüber den Mächtigen in Kirche und Staat bröckelt zunehmend.

Es ist eine Zeit des Umbruchs und Luther findet darauf die Antwort in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen: „Der Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan – der Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan“ (Luther M., 1520). Damit befreit er den Menschen aus der Bevormundung der Herrschenden und bindet ihn zugleich in die Verantwortung für die Gesellschaft ein – nichts anderes

finden wir im kategorischen Imperativ nach Immanuel Kant wieder.

Luthers Weggefährte Johannes Bugenhagen setzt diese Gedanken in ein Konzept sozialer Verantwortung um. Er übernimmt beim Neubau von Kirche und Gesellschaft im protestantischen Sinne eine Schlüsselfunktion (Hauschild W.-D., 1988). Dabei spielt die Lehre von der Inkarnation, von der Menschwerdung Gottes eine zentrale Rolle. Für ihn verändert die Inkarnation, die nach Auffassung Bugenhagens nicht nur ein historisches Ereignis zur Zeit Jesu war, sondern auch heute wirkt, das Leben zu allen Zeiten und an allen Orten. Gott ist präsent zu allen Zeiten und an jedem Ort.

Dass damit ein Konflikt zu den traditionellen Missionsverständnissen vorprogrammiert ist, die Gott erst in die Welt (der Ungläubigen) bringen wollen, ist eine logische Folgerung. Aber ähnlich wie Bugenhagen spricht auch Leonardo Boff davon, dass Gott bereits da war, bevor der Missionar kam (Boff L., 1991). Diese Haltung hat weitreichende Konsequenzen, wenn wir von der Prämisse ausgehen, dass Gott bereits am Werk ist, bevor die Kirche aus dem Schlaf der Gerechten erwacht. Auf dieser Grundlage einer Theologie der Inkarnation oder, wie er es selber bezeichnet, der närrischen Wirklichkeit Gottes, entwirft Bugenhagen eine Gemeindeordnung für die Stadt Hamburg, in der er Christengemeinde und Bürgergemeinde eng zusammendenkt. Gottes Wort ist nicht nur für die Kirchengemeinde, sondern auch für die Kommune. Erfurt und Danzig folgen. In Braunschweig, Lübeck und bis nach Schleswig-Holstein wird er um Rat gefragt.

Wie Luther „schaut er dem Volk aufs Maul“ und entwickelt einen basisbezogenen Gemeindeaufbau, stets von dem Leitbild getragen, dass sich auch in weltlichen Dingen Gottes Gegenwart erkennen lässt. Schulen und Bildungseinrichtungen, Erziehungs- und Heilwesen, Diakonie und Armenkästen

entstehen in der Verantwortung des Gemeinwesens und sind nicht mehr in die Mauern der Klöster verbannt.

Jahrhunderte später setzt sich **Bonhoeffer** wiederum mit dem Gedanken der Inkarnation Gottes auseinander (Bonhoeffer D., 1992). Herausgefordert durch den Anspruch der Nationalsozialisten, Kirche und Gesellschaft total zu kontrollieren, und verbunden mit dem Ringen der Bekennenden Kirche um gemeinsame Positionen, entwickelt er zwischen 1940 und 1943 in seinen Manuskriptaufzeichnungen zur Ethik Gedanken einer gemeinwesenorientierten Kirche, in der Jesus Christus selbst Wirklichkeit in dieser Welt ist. Welt und Kirche stehen sich nicht gegenüber, sondern bilden durch die Wirklichkeit Jesu eine Einheit und sind miteinander verwoben. Christengemeinde und Bürgergemeinde sind untrennbar aufeinander bezogen und müssen so gedacht werden. So hat die Gemeinde den Auftrag, die Versöhnung mit Gott in die Lebenswirklichkeit der Welt hineinzutragen, sie zu leben und in der Liebe Gottes zu den Menschen die christliche Realität erfahrbar zu machen. Es entsteht eine Einheit der Wirklichkeit Gottes mit der Wirklichkeit dieser Welt, die nicht nur das Individuum, sondern die Gemeinschaft im Blick hat. Individualistisches Christentum ist im Denken Bonhoeffers unvorstellbar. So sucht er in der Welt nach Bundesgenossen, in denen Gottes Wirklichkeit schon offenbar wird – er denkt über ein unbewusstes Christentum nach. Voraussetzung für diese Bundesgenossenschaft bleibt allerdings, dass sich Christen ihres Auftrages und ihrer Werte bewusstwerden.

**Karl Barth** führt diesen Gedanken nach dem Zweiten Weltkrieg fort. Er ist fest davon überzeugt, dass Christengemeinde immer auch Teil der Bürgergemeinde ist und dass es kein Problem in der Bürgergemeinde gibt, das nicht auch für die Christen relevant





Foto: Solidaritätsgruppe

ist (Barth K., 1946). Er bezieht sich auf den Timotheusbrief, wenn er in der Christengemeinde eine Verantwortung für den Staat sieht. Denn alle (!) sollen Anteil haben an der Wahrheit Gottes und seinem Versöhnungswerk – nicht nur abstrakt, sondern in der Lebensrealität. Kirche darf sich gegenüber dem Staat nicht neutral verhalten, sondern muss sich im Sinne der Botschaft Gottes positionieren, d.h. Glauben, Hoffnung und Liebe in diese Welt tragen und Gottes Solidarität in Jesus Christus im gesellschaftlichen Kontext Realität werden lassen. Solidarität und Mitverantwortung sind für Barth keine abstrakten Begriffe, sondern sie vollziehen sich in den alltäglichen Situationen, in den regelmäßigen kleinen (gesellschaftspolitischen) Entscheidungen. Dabei muss die Christengemeinde vermeiden, dass sie bestimmte Weltanschauungen und Moralvorstellungen vertritt, die eher Ablehnung denn Sympathie hervorrufen.

Kirche lebt durch die Botschaft von der Liebe in der Versöhnung und wirbt mit dieser Haltung für eine Gesellschaft, in der Gemeinschaft und Solidarität zum Tragen kommen, in der Diakonie und soziale Gerechtigkeit prägende Elemente sind und in der der Mensch in Autonomie und Verantwortung leben kann. Dabei sollte die Gemeinde nach Auffassung von Karl Barth immer parteilich auftreten, d. h. für die Marginalisierten und Schwachen eintreten, sich aber nie einer Partei zuordnen.

Während der Reformbewegung der 1960er Jahre taucht ein weiterer Name auf: **Ernst Lange**. Er bemüht sich um ein neues Gottesdienstverständnis, den „Gottesdienst im Alltag“. In seinem Buch „Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart“ (Lange E., 1966) fordert er die Christen auf, stets in den Realitäten der Welt präsent zu sein. Der

Sendungsauftrag bestehe im „Sein für Andere“. Gott selbst erwartet uns in dieser Welt. Deshalb wehrt sich Lange gegen eine sakramentale, liturgische Engführung des Gottesdienstes und beharrt auf dem Grundsatz: Die ganze Wirklichkeit seines Lebens war dem Christen zum Gottesdienst des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung freigegeben (Lange E., 1966). Lange besinnt sich dabei auf die Wirklichkeiten im Leben Jesu: die Straße, den Markt, den Acker, die Weingärten, die Berufswelten der Jünger. Diese Wirklichkeiten seien auch Jesu Wirklichkeiten gewesen, nicht nur die Welt der Synagogen. Nach einem Selbstrückzug der Kirche aus dieser Welt und einer Ablehnung der Kirche in der heutigen Zeit geht es nun wieder darum, in der Welt Präsenz zu zeigen und daran zu arbeiten, die Realitäten der Welt mit der Realität Gottes zusammenzubringen. Um Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen noch einmal zu

---

bemühen: Die Kirche darf sich zwar von den Herrschaftsstrukturen der Mächtigen frei machen, aber sie darf sich nicht von der Verantwortung gegenüber dieser Welt befreien!

„Mache dich auf und werde Licht“, so lautet ein christlicher Kanon. Mögen wir das Licht in dieser Welt entdecken, damit wir mit der Welt erkennen, was gut ist. Mögen wir uns aber davor hüten, die Menschen zu blenden.

## Und zum Schluss: Wir brauchen einen breit angelegten Diskurs

Das vorliegende Dokument dient als Diskussionsgrundlage. Es soll Impulse geben, an denen weitergedacht werden kann. Und dann freue ich mich mit Karl Popper, der dankbar ist für jedes Argument, das Aussagen widerlegt, damit die Wahrheit erkannt wird.

*„Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25,40)*



Foto: Peter Szyuka



## 4. Der gemeine Kasten - eine Inspiration für das 21. Jahrhundert?

Dr. Peter Szynka, Sozialwissenschaftler

### Luther und die Ökonomie – eine Annäherung

Wir können uns Luthers Einstellungen pro und contra Wirtschaft auf verschiedene Weisen annähern. Wir können seine Predigten gegen den Wucher lesen und darüber hinaus seine Predigten zur Pflicht, gegen den Wucher zu predigen. Wir können seine Polemiken gegen die Monopolstrukturen zitieren. Wir können uns seine Anschauungen über Berufung und Arbeit zu eigen machen (Prien H.-J., 1992). Wir können auch dem deutschen Soziologen Max Weber folgen, der eine starke Verbindung zwischen der protestantischen Arbeitsethik und der Entwicklung des modernen Kapitalismus konstatiert (Weber M., 1905). Die protestantische Arbeitsethik wurzelt nach Weber in der Fähigkeit, auf kurzfristige Gewinne zu verzichten und sich stattdessen um das ewige Heil zu sorgen. Wir können Luthers Beiträge zur Armenhilfe analysieren, wie zum Beispiel seine Vorworte zum „Liber Vagatorum“ oder zu Casper Adlers Buch „Über das Almosengeben“. Oder wir können uns mit der Einführung des gemeinen Kastens und den Kastenordnungen beschäftigen. Darum soll es im Folgenden gehen, denn dieser Beitrag Luthers hat, aus meiner Sicht, die größte Wirkung auf die Diakonie entfaltet.

### Der sozio-ökonomische Hintergrund der Reformation

Zunächst wollen wir einen kurzen Blick auf die sozio-ökonomischen Hintergründe und die psychosoziale Situation vor der



Fritz Blanz, Dr. Peter Szynka; Foto: Solidaritätsgruppe

Reformation werfen. Ein einfacher Weg, eine Idee von der historischen Situation zu bekommen, in die Luther gestellt war, ist die ikonografische Methode, die Beschäftigung mit zeitgenössischen Bild-darstellungen. Ich will kurz zwei berühmte Bilder aus dieser sich rasch wandelnden Zeit beschreiben und interpretieren: „Der Wein am Fest des Heiligen Martin“ (1568) von Pieter Breughel dem Älteren und „Der Heuwagen“ (1498) von Hieronymus Bosch. Sie illustrieren die Krise der Wohlfahrt zu Beginn der Reformation.<sup>5</sup>

Beim „Wein zum Fest des Heiligen Martin“ sehen wir, wie der heilige Martin verzweifelt auf seinem Pferd durch eine Masse von Bettlern, Armen und Menschen mit Behinderung reitet, die ihn umgibt. Er sucht einen Weg, um im Hintergrund zu entkommen, weil er nicht mehr weiß, mit wem er seinen Mantel teilen soll. Die Masse der Menschen kreist um ein großes rotes Weinfass, und jeder versucht, seinen Anteil zu bekommen. Diese Masse der Menschen scheint mehr

an Gier und Wucher orientiert zu sein als an Tugend und Arbeit. Der heilige Martin hat sein Schwert gezogen, um seinen Mantel zu teilen, aber niemand beachtet ihn. Sein Modell der Barmherzigkeit funktioniert nicht mehr. In seinem Modell der Barmherzigkeit hilft einer dem anderen. Es basiert auf Gegenseitigkeit. Inzwischen ist Armut aber zu einem Massenphänomen geworden. Und die Armen sind von der gleichen Gier, dem gleichen Wucher und der gleichen Ungerechtigkeit infiziert, die die Armut verursacht hat.

Breughels Bild basiert auf einem Panorama, das die dramatischen Lebensbedingungen der zahlreichen armen, entwurzelten und umherziehenden Menschen zeigt, die im Europa des ausgehenden Mittelalters versuchen, außerhalb der Städte zu überleben. „Der Heuwagen“ von Hieronymus Bosch reflektiert die ökonomische Situation seiner Zeit anhand des flämischen Sprichwortes: „Die Welt ist ein Heuwagen und jeder versucht, seinen Teil abzubekommen.“ Seine Diagnose würde auch auf die heutige Zeit zutreffen, in der jeder versucht, seinen Anteil am gesellschaftlichen Reichtum zu bekommen, ohne zu nachhaltigen Produktions- und Konsumformen beizutragen. Später finden wir all diese Szenen von armen, behinderten, umherziehenden Menschen, die

<sup>5</sup> Sie können diese Bilder in hoher Auflösung auf der Website des Madrider Prado-Museums betrachten: <https://www.museodelprado.es/en/the-collection/art-work/the-wine-of-saint-martins-day/e6d44e39-77fb-4deb-a5ed-0a99f7be76847> (19.07.2019).



versuchen, Einlass in die Städte zu finden, als Illustrationen in frühen Lutherdrucken.<sup>6</sup>

## Die ursprüngliche Akkumulation als Ursünde

Die politische Ökonomie beschreibt diese Situation als Ergebnis der „ersten“ oder „ursprünglichen“ Akkumulation. Hiermit wird der Prozess der Überführung von vormaligem Gemeindeland in Privateigentum beschrieben. Der Begriff beschreibt auch die Umwandlung von Getreideanbauflächen zur Schafzucht. Die „Einhegungen“ von vormaligem Gemeindeland durch den frühen Adel führten zur massenhaften Entwurzelung und Verarmung der Landbevölkerung. Die Menschen verloren ihre kleinen Anbauflächen, die sie nutzten, um sich und ihrer Familie ein bescheidenes Auskommen zu sichern. Sie waren gezwungen, ihr Glück in den Städten zu suchen. Dort gediehen Wollmanufakturen; eine merkantile Ökonomie entstand und benötigte Arbeiter. Karl Marx schrieb, dass dieser Prozess der ursprünglichen Akkumulation für die politische Ökonomie den gleichen Stellenwert hat wie der Sündenfall in der Theologie. Er zitiert Thomas Morus, der in seiner „Utopia“ ein Land beschreibt, „in dem die Schafe Menschen fressen“ (Marx K., 1867). Diese Metapher ist nur verständlich vor dem Hintergrund der ökonomischen Umbrüche, die zu seiner Zeit in England und Europa stattfanden.

## Luthers Kampf gegen Angst und Hysterie

Immer mehr Arme kamen in die Städte. Sie bettelten, litten unter Krankheiten und Gebrechen. Es war ein fester Bestandteil der katholischen Tradition, dass man sein

eigenes Heil dadurch erlangen könnte, dass man sich in guten Werken anderen Menschen gegenüber barmherzig zeigte. Prediger zogen von Stadt zu Stadt und beschrieben das Fegefeuer und die Höllenqualen in schreienden Farben. Aber das Leiden der Masse von Armen konnte nicht mehr durch individuelle Almosen erleichtert werden. Angst und Verzweiflung machten sich breit. Der holländische Historiker Johan Huizinga geht davon aus, dass Massenhysterien ausbrachen, während die Prediger das nahe Ende verkündeten und Ablässe verkauften. Die Bürger machten sich absichtlich Löcher in neue Kleider und nähten Flicker auf, um arm auszusehen und ihren Wohlstand herunterzuspielen (Huizinga J., 2015). So hofften sie, ihren Weg durch die aufgebrachten Massen zu finden. So war die psychologische Grundlage für das erfolgreiche neue Geschäft mit dem Ablasshandel gegeben.

## Luthers Erfahrung mit Bettlern

Wir konnten sehen, wie hilflos und perplex der heilige Martin im oben erwähnten Breughel-Bild durch die Menge der armen und betrunkenen Bevölkerung ritt. Der heilige Martin war der Namenspatron Martin Luthers, und wir können davon ausgehen, dass er seine Legende kannte und sensibel für die Situation der Armen war. Es kann sein, dass er dem Heiligen später skeptischer gegenüberstand, da er ja ein römischer Soldat war. Im Jahr 1528 jedenfalls editierte Martin Luther eine neue Ausgabe des sogenannten „Liber Vagatorum“, des „Buchs der Vagabunden“, welches die Betrügereien der bübischen Bettler beschrieb. Er schrieb ein neues Vorwort zu diesem Buch, um es den örtlichen Verwaltungen zur Kenntnis zu geben. Dieses Buch, im Original schon 1510 erschienen, enthielt eine umfangreiche Typologie zeitgenössischer Bettler. Darunter finden wir entlassene Sträflinge, Menschen mit Behinderung, aber auch

bettelnde Mönche und Pilger sowie fahrende Schüler und Studenten. Diese Liste war illustriert mit einschlägigen Geschichten, und ein Vokabular der „Gauersprache“ war angehängt. In seinem Vorwort berichtet uns Luther, dass er von diesen Menschen „öfter beschissen worden sei, als er uns erzählen möchte“. Er empfahl den Einsatz von lokalen Armenaufsehern, die Beschränkung der öffentlichen Ausgaben auf verarmte ortsangehörige Bürger und die amtliche Registrierung von Menschen in Not.

## Luthers Erfahrungen mit den Almosengebern

Im Jahr 1533 erschien ein weiterer Text aus der Feder von Dr. Martin Luther. Er erschien als Vorwort zu Casper Adlers Studie „Über das Almosengeben“. Unter der Aufsicht von Martin Luther analysiert Adler scharfsinnig, dass Almosengeben nur dann im Sinne der biblischen Überlieferung als gutes Werk angesehen werden kann, wenn das Geld, das man den Armen gibt, zuvor durch eigene Arbeit ehrlich verdient worden ist. Martin Luther schien etliche Zweifel daran zu hegen, ob das zu seiner Zeit immer der Fall war. Er kam zu dem Schluss, dass wahrscheinlich nur ein kleiner Teil der Menschen, genannt „der kleine Haufen“, gerettet werden könne. Der „große Haufen“ sei dagegen wohl für immer verloren.

## Eine neue Motivation für Wohltätigkeit

Luther war selbst ein ängstlicher Mensch. Sichtbar wird das an der Legende, dass er einmal in ein schweres Gewitter geriet, als er selbst auf der Straße war. Er erwartete ernsthaft, dass er wegen seiner Sünden von einem Blitz erschlagen würde. Aber das Gewitter zog vorbei. Er wurde nicht vom Blitz getroffen. Luther lernte, seine Ängste auszuhalten und mit Unsicherheiten umzugehen. Das mag ihm geholfen haben, seine Rechtfertigungslehre zu entwickeln. Wir können die Bedeutung

<sup>6</sup> Eine Sammlung von Illustrationen von frühen Lutherdrucken finden Sie hier: <http://diglib.hab.de/edoc/ed000007/startx.htm> (20.07.2019).



Foto: Juho Kuva

von Luthers Rechtfertigungslehre in einer Zeit der Massenarmut nicht überschätzen. Seine Lehre veränderte die Motivation für gute Werke. Er lehrte, dass die Angst vor dem Fegefeuer nicht mehr als rechte Motivation für das Almosengeben gelten könne. Stattdessen sollten wir das Geschenk der Gnade weiterreichen, die wir erhalten oder erhoffen. Gnade könne allein durch Glauben und Gerechtigkeit erreicht werden. Letztlich sei sie aber ein Geschenk Gottes, das allein durch seine Entscheidung zustande kommt. Davon sollten wir anderen weitergeben.

Im 20. Jahrhundert beschrieb der amerikanische Psychiater Lawrence Kohlberg sein Modell der moralischen Entwicklung. Er unterschied drei Stufen dieser Entwicklung, und diese Unterscheidungen können illustrieren, was während der Reformation geschah. Nach Kohlberg handelt ein Kind auf der ersten Stufe nur moralisch, um Nachteile und Strafen zu vermeiden. Auf der zweiten Stufe handelt das Kind moralisch, um Vorteile und Anerkennung zu bekommen. Erst auf der dritten Stufe können wir sogar dann moralisch handeln, wenn dem Schwierigkeiten entgegenstehen, nämlich auf der Grund-

lage von Überzeugungen, Glauben und rationalen Erwägungen (Kohlberg L. und Turiel E., 1978). Luthers Rechtfertigungslehre beruhigte die Hysterie, beschäftigte die Ängste und befreite die Menschen zu einer neuen Vision. Sie gab Hoffnung, die verzweifelte sozio-ökonomische Situation durch Tugenden und Rechtschaffenheit zu überwinden. Er ebnete den Weg zu einer rationaleren und nachhaltigeren Armenhilfe und sozialen Sicherheit. Das mag als Fortschritt bezeichnet werden, obwohl er dazu neigte, Nicht-Bürger auszuschließen.

### Wie man die Obrigkeit verantwortlich hält, für die Armen zu sorgen

Luthers Kampf gegen den Ablasshandel und sein Widerstand gegen den Kaiser führte zu Auseinandersetzungen und Krieg. Die Reformation verursachte einen Verlust an Macht und an Vermögen für die katholische Kirche. Der Friede von Augsburg brachte zahlreiche kirchliche Besitzungen und Vermögensanteile unter staatliche Kontrolle (Klosterkammer Hannover, 2014). Die Regierungsorgane waren verpflichtet, diese Vermögen für kirchliche

und soziale Zwecke zu verwenden. Das wurde nicht überall unhinterfragt akzeptiert. Der Friede von Augsburg ermöglichte eine Reihe Optionen, die unabhängig von päpstlichen Entscheidungen waren. Einige Obrigkeiten nutzten dies als Chance, eigenen Gebrauch von den Reichtümern und Vermögen zu machen, die zuvor den Bistümern und Klöstern gehört hatten. Ein Teil der Vermögen „versank in den Gurgeln der Fürsten“, wie Kritiker einige Jahrhunderte später bemerkten (Mehring F., 1983). Aber der Zweck des ehemals kirchlichen Vermögens lag weiterhin darin, die soziale Wohlfahrt zu sichern, Hilfen für Obdachlose vorzuhalten und sich um Kranke und Gebrechliche zu kümmern. Also hatte etwas zu geschehen, um eine neue Art öffentlicher Kontrolle über obrigkeitliche Entscheidungen zu implementieren und die Verantwortlichen bei der Armenfürsorge in die Pflicht zu nehmen. „Die Obrigkeiten sollten für das Volk das sein, was die Seele für den Körper ist“, so schrieb Luthers Zeitgenosse Luis Vives im Jahr 1525: Die Seele belebe und erfrische nicht nur diesen oder jenen Körperteil, sondern den Körper als Ganzes; deshalb solle die Obrigkeit nicht einen Teil ihrer

Untertanen vernachlässigen. Diejenigen, die sich nur um die Reichen und Vornehmen bemühen, seien wie Ärzte, die sich nicht um die Heilung der Hände und Füße kümmern, die etwas weiter entfernt vom Herzen lägen (Vives J.-L., 1526).

## Ein Kasten mit drei Schlössern - Eine Geschichte, die wir unseren Enkeln erzählen sollten

Luther und seine Mitstreiter Karlstadt und Bugenhagen reisten von Stadt zu Stadt, um für die örtlichen Gemeinden Satzungen zu entwickeln, die auch Regelungen zur Armenhilfe enthielten: Wittenberg 1521, Leisnig 1522, Nürnberg 1523, Straßburg 1523, etc. (Spengler-Rupenthal A., 2000).

Jede Stadt sollte für ihre eigenen Armen sorgen. Umherziehende Fremde, Pilger und bettelnde Mönche sollten nicht durch örtliche Mittel unterstützt, sondern zur Arbeit angehalten werden. Auswärtige Handwerker sollten willkommen geheißen werden.

In Wittenberg wurde in der Kirche ein Kasten mit drei Schlössern errichtet, der gut gesichert, aber sichtbar aufgestellt werde und in den [alle Almosen] hineinkommen sollte[n]. Der regierende Bürgermeister hatte die Aufgabe, Armenaufseher für jeden Stadtteil zu ernennen, die sich mit den Problemen der Armen und Gebrechlichen gut auskennen sollten. Von den drei Schlüsseln erhielten die Armenaufseher zwei, der regierende Bürgermeister aber behielt einen. Damit wurde eine neue Form der gegenseitigen Kontrolle auf lokaler Ebene geschaffen. Keiner konnte ohne Mitwirkung der anderen vom Inhalt des gemeinen Kastens Gebrauch machen, denn alle Schlüssel wurden gleichzeitig benötigt. Im gemeinen Kasten wurden nicht nur die Kollekten verwahrt, sondern alle Arten von kirchlichen Einkünften, Grundrenten sowie die Dokumente, die Rechte an Land, Gebäuden und sonstige

Rechte belegten. Die Satzungen für den gemeinen Kasten verbreiteten sich über alle reformierten Städte und Fürstentümer und setzten die Regeln für den Gebrauch des reformierten bzw. säkularisierten kirchlichen Vermögens für den Nutzen der Armen. Die Idee der gegenseitigen oder öffentlichen Kontrolle der kirchlichen und weltlichen Praxis wurde zu einem Teil der lutherischen Tradition. Während der Industrialisierung wurde diese Idee zudem zu einem wichtigen Bestandteil politischer Programme. Andererseits rief das Modell einer engen Zusammenarbeit von Kirche und Staat auch Kritiker auf den Plan. Und tatsächlich konnte „die Allianz zwischen Thron und Altar“ die Kirchen um ihre Unabhängigkeit und Identität bringen und dazu führen, dass sie sogar Diktatoren unterstützten.

## Der Geist des gemeinen Kastens im modernen industrialisierten Europa

Außenstehende Beobachter können aufgrund der zahlreichen und unterschiedlichen Systeme der sozialen Sicherheit und Wohlfahrt in Europa leicht in Konfusion geraten. Tatsächlich ist in der Europäischen Union (EU) die Verantwortung für die Organisation sozialer Angelegenheiten den einzelnen Mitgliedsstaaten überlassen. Außerdem ist die EU ein relativ junger Mechanis-

mus der Kooperation und immer noch in Entwicklung begriffen. In den 1990er Jahren hat der skandinavische Soziologe Gøsta Esping-Andersen (Esping-Andersen G., 1989) versucht, eine Typologie der europäischen Wohlfahrtssysteme zu entwickeln. Auf sozio-ökonomischen Vergleichsdaten basierend beschrieb er „drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus“ und unterschied verschiedene Grade der „Kommodifikation und De-Kommodifikation“. Damit meinte er, dass in den Nationalstaaten unterschiedliche Regeln galten und Ausnahmen anerkannt waren dafür, wann jemand Sozialleistungen in Anspruch nehmen durfte, ohne zu arbeiten. Zum Beispiel kann man im Falle von Schwangerschaft, Alter, Behinderung, Arbeitslosigkeit, Krankheit etc. in unterschiedlicher Weise öffentliche Unterstützung erlangen, falls man bedürftig ist. Esping-Andersen unterschied drei Sozialstaatsmodelle: das „liberale oder angelsächsische Modell“, das „konservative oder kontinentaleuropäische Modell“ und das „sozialdemokratische oder skandinavische Modell“. Trotz der vielen fruchtbaren Diskussionen, die diese Typologie ausgelöst hat, waren einige Widersprüche und Unzulänglichkeiten kaum zu übersehen. Ein viertes „mediterranes Modell“ fehlte. Außerdem beendete Esping-Andersen seine Untersuchungen, bevor die mittel- und osteuropäischen Staaten der EU beitraten und den „Acquis communautaire“ unterzeichneten.



Foto: Peter Szyuka





Foto: Solidaritätsgruppe

Dies ist ein zentrales Dokument der EU, in dem die Beitrittsländer verpflichtet wurden, minimale Standards der sozialen Sicherung aufzubauen. Die neuen Mitgliedsstaaten entwickelten ein neues, fünftes und irgendwie „eklektisches“ Modell des Wohlfahrtskapitalismus. Dies war ebenfalls nicht in Esping-Andersens Typologie enthalten.

Der deutsche Soziologe Philip Manow (Manow P., 2008) untersuchte die religiösen Wurzeln dieser europäischen Wohlfahrtstraditionen und kam zu dem Schluss, dass man sich besser auf eine lutherische, calvinistische und katholische Tradition der sozialen Wohlfahrt beziehen sollte. Das katholische Modell könnte dem mediterranen Bereich zugeordnet werden, wo zuallererst die soziale Unterstützung durch die Familie und die lokale Kirchengemeinde erwartet wird. Das lutherische Modell wurde den skandinavischen Ländern zugeordnet, die in erster Linie auf staatliche Regulierung und Aktivität setzen. Weiterhin konnte im Sinne des liberalen Modells die calvinistische Tradition, die zuerst individuelle Verantwortung und Selbsthilfe fordert, im

angelsächsischen Raum, aber auch in der Schweiz und in den Niederlanden (und in den USA) verortet werden. So können wir feststellen, dass Luthers gemeiner Kasten und die damit verbundenen Ideen in den skandinavischen Ländern und zum Teil in den konservativ-kontinentalen Ländern ihren reinsten Niederschlag gefunden haben, wo wir größere staatliche Anstrengungen zur Vermeidung von Armut finden können. Der deutsche Historiker Franz Mehring lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen interessanten Aspekt zur Erklärung des Unterschieds zwischen der calvinistischen und der lutherischen Wohlfahrtstradition: in der Reformationszeit war Wittenberg ein kleiner Ort am Rande der Zivilisation, während Genf bereits eine große und blühende Stadt war. So musste Luther die Gunst der deutschen Fürsten gewinnen, Calvin hingegen die Unterstützung der reichen Bürger in Genf (Mehring F., 1983). In Deutschland prägte der Adel die zukünftigen regionalen und nationalen staatlichen Strukturen. Währenddessen ebneten reiche und blühende Städte wie Genf den Weg für eine Ökonomie der industriellen Produktion und des Handels.

## Die Krise der modernen Wohlfahrtsstaaten

Mit dieser Typologie haben wir zumindest eine Struktur, um die europäischen Wohlfahrtssysteme zu verstehen. Wie wir gesehen haben, entwickelt sich die EU immer noch weiter. Sie versucht, die unterschiedlich umfangreichen Sozialsysteme mit eigenen Programmen und Interventionen zu harmonisieren. Gleichzeitig befinden sich die nationalen europäischen Wohlfahrtssysteme in einer moralischen, politischen, demografischen und ökonomischen Krise. Harmonisierung im europäischen Sinne kann bedeuten, dass die ehemals ausgebauten umfassenden Systeme ihre Ausgaben zu einem niedrigeren gemeinsamen Niveau absenken und Nationen mit niedrigen Standards ihre Sozialausgaben erhöhen müssten, um größere territoriale Unterschiede und damit europäische Binnenmigration zu vermeiden. Auf der anderen Seite ermöglichen niedrige Sozialausgaben gegebenenfalls die Produktion von Konsumgütern in vergleichbarer Qualität zu einem günstigeren Preis. Wohlfahrtssysteme sind ein wichtiger Faktor in der Konkurrenz unter den



# Anhang 1

## Teilnehmende am Workshop „Theologie der Konvivenz“ und Mitglieder der Solidaritätsgruppe

Frau	Janka	ADAMEOVÁ	Internationale Akademie für Diakonie und soziales Handeln, Tschechische Republik	Tschechien
Pfr.	Tony	ADDY	Internationale Akademie für Diakonie und soziales Handeln, Tschechische Republik	Österreich/ Tschechien
Herr	Fritz	BLANZ	Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern	Deutschland
Frau	Nicole	BORISUK	Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche der Ukraine	Ukraine
Frau	Gunnel	CLAESSION	Schwedische Kirche	Schweden
Pfr.	Steinar	ERAKER	Norwegische Kirche, Kirkens Bymisjon	Norwegen
Frau	Liubov	GALIMOVA	Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche der Ukraine	Ukraine
Frau	Maria	HALLDÉN	Norwegische Kirche	Norwegen
Pfr.	Zsolt	LAZÁR	Evangelisch-Lutherische Kirche in Ungarn	Ungarn
Herr	David	LIN	Lutherische Kirche in Großbritannien	Großbritannien
Pfr. Dr.	Ireneusz	LUKAS	LWB	Schweiz
Frau	Marjut	LUKKARINEN	Evangelisch-Lutherische Kirche Finnlands	Finnland
Herr	Petr	NEUMANN	Evangelische Kirche der Böhmisches Brüder	Tschechien
Frau	Marija	PARNICKY	Slowakische Evangelische Kirche A. B. in Serbien	Serbien
Frau	Monika	RAWCLIFFE	LWB	Schweiz
Frau	Aleksandra	SELIVERSTOVA	Evangelisch-Lutherische Kirche Ingermanlands in Russland	Russland
Dr.	Ulla	SIIRTO	Evangelisch-Lutherische Kirche Finnlands	Finnland
Pfr.	Szilard	SZABO	Evangelisch-Lutherische Kirche in Ungarn	Ungarn
Dr.	Peter	SZYNKA	Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg, Diakonisches Werk	Deutschland
Frau	Vera	TKACH (Petrovna)	Evangelisch-Lutherische Kirche Europäisches Russland	Russland
Pfr.	Avo	ÜPRUS	Estrnische Evangelisch-Lutherische Kirche	Estland
Pfr.	Martin	URDZE	Evangelisch-Lutherische Kirche Lettlands	Lettland
Pfr.in Dr.	Eva-Sibylle	VOGEL-MFATO	LWB	Schweiz
Pfr.in	Svetlana	VOJNIC FELDI	Slowakische Evangelische Kirche A. B. in Serbien	Serbien
Frau	Maria	VUORISTO (Kulju)	Kirkon Ulkoasianosasto	Finnland
Pfr.	Jiří	WEINFURTER	Evangelische Kirche der Böhmisches Brüder	Tschechien
Frau	Marta Zuzanna	ZACHRAJ	Evangelisch-Augsburgische Kirche in Polen	Polen



---

# Anhang 2

## Bibliografie/Quellen

Addy, T., 2013a, „CABLE, Community Development & Community Diaconia“, in (Hg.) Porkka, J., & Pentikäinen, M., *Community of the Future: Challenges and New Approaches to Community Based Social Work & Diaconia from the CABLE Approach*, Helsinki, Diak

Addy, T., 2013b, „Reflections on the CABLE Approach to Community Based Work, Social Service and Diaconia“, in (Hg.) Porkka, J., & Pentikäinen, M., *Community of the Future: Challenges and New Approaches to Community Based Social Work & Diaconia from the CABLE Approach*, Helsinki, Diak

Addy, T., 2013c, „New approaches to community-based work, social service and Diaconia. Challenges from the CABLE approach“, in *Diaconia. Journal for the Study of Christian Social Practice*, Bd. 4, Ausgabe 2, 2013, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht

Addy, T., (Hg.), 2014, „Konvivenz schaffen. Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa“, Genf, Lutherischer Weltbund

Addy, T., (Hg.), 2015, „Convivial Life Together. Bible Studies on Vocation, Dignity and Justice“, Genf, Lutherischer Weltbund

Addy, T., (Hg.), 2017, „Towards a Convivial Economy“, Genf, Lutherischer Weltbund

Addy, T., (Hg.), 2017, „Seeking Conviviality. Re-forming Community Diakonia in Europe. Evaluation and Commentary from the European Solidarity Group“, Genf, Lutherischer Weltbund

Addy, T., (Hg.), Flyer: „Seeking Conviviality. Reforming Community Diakonia in Europe“, Genf, Lutherischer Weltbund

Barth, K., 1922, „Der Römerbrief“, 35.-37. Tsd. Zürich 1984

Barth, K., 1946, „Christengemeinde und Bürgergemeinde“, München

Boff, L., 1991, „Gott kommt früher als der Missionar“, Düsseldorf 1991

Bonhoeffer, D., *Werke*, 1992, Hrsg. Eberhard Bethge u.a., Bd. 6 Ethik, Hrsg. Ilse Tödt, München

Bunting, M., „If you don't think multiculturalism is working, look at your street corner“, in *The Guardian*, 16. März 2014, <https://www.theguardian.com/commentisfree/2014/mar/16/passive-tolerance-beacon-hope-diverse-communities> (21.07.2019)

Burghardt, A., (Hg.), „Menschen – für Geld nicht zu haben“, S. 59, Leipzig 2016, [https://2017.lutheranworld.org/sites/default/files/documents/dtpw-2017\\_de\\_booklet\\_human\\_beings.pdf](https://2017.lutheranworld.org/sites/default/files/documents/dtpw-2017_de_booklet_human_beings.pdf) (03.11.2020)

Crouch, C., 2015, „Die bezifferte Welt. Wie die Logik der Finanzmärkte unser Wissen bedroht“, Berlin, Suhrkamp Verlag, S. 105-148

Dalferth, S. B., 1996, „Die Zwei-Reiche-Lehre Martin Luthers im Dialog mit der Befreiungstheologie Leonardo Boffs. Ein ökumenischer Beitrag zum Verhältnis von christlichem Glauben und gesellschaftlicher Verantwortung“, Frankfurt/Main, Peter Lang

Derrida, J., 1997, „De l'hospitalité (avec Anne Dufourmantelle)“, Paris, Calmann-Lévy (2015, „Von der Gastfreundschaft. Mit einer ‚Einladung‘ von Anne Dufourmantelle“, Wien, Passagen-Verlag)

Esping-Andersen, G., 1989, „The Three Worlds of Welfare Capitalism“, Cambridge, Polity Press

Freire, P., 1996, „Pädagogik der Unterdrückten“, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt

Giddens, A., 1990, „Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie“, Berlin, Suhrkamp Verlag, S. 82

Gilroy, P., 2004, „After Empire. Melancholia or Convivial Culture?“, London, Routledge

Gilroy, P., 2006, „Colonial Crimes and Convivial Cultures“, Grönland 2006; <https://de.scribd.com/document/282718190/GILROY-Colonial-Crimes-and-Convivial-Cultures> (08.05.2019)

Glitzenhirn, D., 2011, „Gemeinwesendiakonie als Verwirklichung von Konvivenz“, in epd-Dokumentation 39/2011, *Kirche in der Mitte der Gesellschaft*, <http://www.eaberlin.de/nachlese/dokumentationen/2011-39-kirche-in-der-mitte-der-gesellschaft/epd-2011-39.pdf> (08.05.2019)

Glitzenhirn, D., 2014, „Conviviality – Facets of a Concept and Theological Framework for Community Based Diaconia“, in *Diaconia. Journal for the Study of Christian Social Practice*, Bd. 5, Ausgabe 2, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht

Haugen, H. M., 2015, „Approaches to Inclusive and Equitable Societies“, in *Diaconia. Journal for the Study of Christian Social Practice*, Bd. 6, Ausgabe 2, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht

Hauschild, W.-D., 1988, „Reformation als Veränderung christlicher und bürgerlicher Existenz“, Amsterdam, Rodopi

Huizinga, J., 2015, „Herbst des Mittelalters. Studien über die Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden“, Stuttgart, Reclam

Illich, I., 2014 (3. Aufl.), „Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik“, München, Beck

Illich, I., 1973, „Tools for Conviviality“ (New York: Harper & Row, 1973). Deutsche Übersetzung: „Selbstbegrenzung: Eine politische Kritik der Technik“, München 2012 (2. Aufl.)



Foto: Solidaritätsgruppe

---

Klosterkammer Hannover (Hg.), 2014, „Der Sache nach Kirche, der Form nach Staat. Die Klosterkammer Hannover im Spiegel von Landesverfassung und Staatskirchenrecht“, Hannover, S. 8

Kötter, R., 2014, „Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft“, Berlin, EB-Verlag Dr. Brandt

Kohlberg, L. und Turiel, E., 1978, „Moralische Entwicklung und Moralerziehung“, in Portele, G., (Hg.), *Sozialisation und Moral*, Weinheim und Stuttgart, Beltz-Verlag, S. 18f.

Kulju, M., 2014, „...And I have got new friends all over Europe!“, Evaluierung des Prozesses in Form einer Bachelor-Arbeit, <https://www.theseus.fi/handle/10024/82328> (08.05.2019)

Lange, E., 1966, „Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart“, Stuttgart, Burckhardthaus/Kreuzverlag

Les Convivialistes, 2014, „Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens“, Bielefeld, Transcript, <https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2898-2/das-konvivialistische-manifest/> (08.05.2019)

Luther, Martin, 1520, „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, In: *M. Luther – Ausgewählte Schriften Bd. I*, hg. v. Karin Bornkamm, 1982

Manow, P., 2008, „Religion und Sozialstaat. Die konfessionellen Grundlagen europäischer Wohlfahrtsregime“, Frankfurt am Main, Campus Verlag

Marx, K., 1867, „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band“, in *Marx Engels Werke* (MEW) 1997, Bd. 23, Berlin, Dietz Verlag



Foto: Peter Szynka



Mehring, F., 1983, „Die Lessing-Legende“, Berlin, Dietz Verlag, S. 83

Prien, H.-J., 1992, „Luthers Wirtschaftsethik“, Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht

Schröder, A., 1911-1916, „Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus zweiundzwanzig Bücher über den Gottesstaat. Aus dem Lateinischen übers. von Alfred Schröder“ (*Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus ausgewählte Schriften 1-3, Bibliothek der Kirchenväter*, 1. Reihe, Band 01, 16, 28) Kempten; München 1911-16 (<http://www.unifr.ch/bkv/kapitel1933.htm>)

Sennet, R., 2016, „The Foreigner. Two Essays on Exile“, Notting Hill, London 2016

Siirto, U., 2016, „Konvivenz: Ein Grundwert der Diakonie“, in (Hg.) Burghardt, A., *Menschen – für Geld nicht zu haben*, Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig

Spengler-Ruppenthal, A., 2000, „Zur Entstehungsgeschichte der Reformatorischen Kirchen- und Armenordnung im 16. Jahrhundert“, Heidelberg, Diakoniewissenschaftliches Institut, S. 6

Sundermeier, T., 1995, „Konvivenz als Grundstruktur ökumenischer Existenz heute“, in (Hg.) Küster, V., *Missionswissenschaftliche Forschungen, Neue Folge, Band 3*, Erlangen, Verlag der Ev.-Luth. Mission

Swedenborg, E. von, in „Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern“, 7/8/2015, S. 227

Szynka, P., 2017, „Der gemeine Kasten / The Common Chest. Eine Inspiration für das 21. Jahrhundert? / An Inspiration for the 21st Century?“, Hannover, Diakonisches Werk evangelischer Kirchen in Niedersachsen e.V.

Szynka, P., 2018, „Luther und die Bettler“, in (Hg.) Franke-Meyer, D., & Kuhlmann, C., *Soziale Bewegungen und Soziale Arbeit*, Wiesbaden, Springer

Vives, J.-L., 1526, Hrsg. Tobriner, A., „On Assistance to the Poor“, University of Toronto Press, 1999, S. 35

Weber, M., 1905, „Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, Bd 1 u. Bd 2, erschienen in der Zeitschrift *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 20/21, Tübingen 1905

Wise, A., & Velayutham, S., 2014, „Conviviality in everyday multiculturalism: Some brief comparisons between Singapore and Sydney“, in *European Journal of Cultural Studies*, Bd. 17, Nr. 4, London, SAGE Journals

Wise, A., 2005, „Hope and Belonging in a Multicultural Suburb“, in *Journal of Intercultural Studies*, Bd. 26, Nr. 1-2, London, Taylor & Francis

Die Europäische Solidaritätsgruppe kam zu dem Schluss, dass die Idee der Konvivenz, gemeinsam mit den Aspekten Berufung, Gerechtigkeit und Menschenwürde, ein Kernkonzept für die Gemeinwesendiakonie in Europa bietet. Weiterhin motiviert Konvivenz in ihrem Bezug zur Gesellschaft, zur Wirtschaft und zur Kirche ein diakonisches Handeln, das eine nachhaltige, lebensfördernde Ökonomie zum Ziel hat. „Konvivenz schaffen“ lenkt den Blick auf eine vor Ort wirksame Diakonie, die sich, auf der Grundlage von Partizipation und Transformation, den aktuellen sozialen, politischen und ökonomischen Herausforderungen in Europa stellt.

Der vorliegende Bericht bietet einen Überblick und eine Auswertung der Arbeit der Gruppe sowie weitere Materialien aus dem konvivialen Prozess.



**interdiac**

International Academy  
for Diaconia and Social Action  
Central and Eastern Europe



**LUTHERISCHER  
WELTBUND**

Eine  
Kirchengemeinschaft